

AUGUSTIN

2,50

1,25 für den die
Verkäufer_in

Registrierte
Verkäufer_innen
tragen
sichtbar einen
Augustin-Ausweis

NUMMER 462 20. 6. - 3. 7. 2018



**Sport
oder
nicht Sport**

Seite 22



tun & lassen

Die Staatsaffäre
Der anhaltende Konflikt um das BVT Seite 6

«Die Aufholstrecke wird immer länger» 8
Widerstand gegen «Deutsch-Förderklassen»

Die Enkel an der Hand 11
Kindheit ohne Eltern in Rumänien

Immo aktuell: «Höhenpark» als «Freiraum»? 13
Die Pläne für den Franz-Josefs-Bahnhof

tun & lassen magazin 14-15



vorstadt

Gschäftl-Report
Wäsche und Mode aus dem Familienbetrieb Libert Seite 18

Eine singende Revolution 20
Mit dem Faltrad entlang des «Eisernen Vorhangs» (Teil 3)

Sport oder nicht Sport 22
Die BSO entscheidet, was Sport ist

Lokalmatador Markus Drechsler 24
«Viel gelungen»

vorstadt magazin 25



art.ist.in

In den Fensterläden der Zeit
Gedichte aus Handarbeit im Hochroth-Verlag Seite 26

«Nicht so, wie du es dir vorgestellt hast» 28
Comic: German Calendar No December

Rest in Mulatschag 30
Ein Nachruf auf Stefan Weber

Irgendwann siegt die Buntheit 31
Die Held*innenzentrale in Floridsdorf

Musikarbeiter trifft Alicia Edelweiss 32
Routinen und Abenteuer

art.ist.in magazin 33-34



dichter innenteil

Die roten Turnschuhe
Vera Vasiljković erinnert sich an den Freund Mischa Seite 36

Mit offenen Augen 35
von Heidemarie Ithaler-Muster

KulturPASSage 38
David Bowie lebt im Volkstheater

Im Dschungel der Deutschkurse 40
Von Elfriede Gans

Kolumnen & Rubriken: eingSCHENKt 3, Gustl 3, Phettbergs Fisimatenten 4, Fanpost 4, Impressum 4, Service 12, denkbar 17, Herr Hüseyin 39, Tonis Bilderleben 38, Herr Groll auf Reisen 42, Gottfrieds Tagebuch 43, mittig unsere Programmbeilage **Die Strawanzerin** zum Herausnehmen

Lese-Sport

Vor kurzem habe ich eine gute Freundin in New York besucht. Die Stadt, die niemals schläft und in der 1989 die erste (so wird gesagt) Straßenzzeitung gegründet wurde. *Street News* gibt es allerdings nicht mehr, und zumindest mir fiel in den Straßen des Big Apple niemand auf, der eine Zeitung verkaufte. Den AUGUSTIN gibt es zum Glück noch, und je mehr Menschen ihn mitnehmen, desto besser für die rund 400 Verkäufer_innen und das Fortbestehen der Zeitung. Denn Subventionen bekommt der AUGUSTIN keine.

Die Zeitschrift *Frauen*solidarität* hat bislang öffentliche Förderungen bekommen, doch die wurden nun gestrichen. Kein Geld mehr vom Frauenministerium. Ein ziemlicher Dämpfer, leider aber bei dieser Regierung und ihrer Frauen- und Sozialpolitik nicht wahnsinnig verwunderlich. Was können wir tun? Zum Beispiel die Zeitschrift mit Abos unterstützen und dafür geballt-super Lesestoff bekommen (Seite 34).

Apropos Lesestoff: Im Urlaub wird ja gerne mal zum reißerischen Thriller gegriffen. So einen, quasi, haben wir diesmal auch im AUGUSTIN. Auf Seite 6 begibt sich Hedi Hrdlicka auf die Spuren des Skandals um das Bundesamt für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung (BVT), in dem sogar angebliche Sex-Partys eine (kleine) Rolle spielen.

Auf Obrigkeiten hören gehörte nicht zu seinem Repertoire



Auch einem Thriller gleicht manchmal der Sport, denkt man an Korruption in großen Verbänden oder Doping-skandale. Aber was ist Sport? Wenn Ihnen diese Frage unserer Titelstory ebenso absurd erscheint, wie uns zuerst, dann lesen sie bei Hannes Gaisberger auf Seite 22 nach. Er hat die Bundes-Sportorganisation besucht, die entscheidet, was offiziell als Sport anerkannt wird und was nicht. Spoiler: Eisstockschießen gilt als Sport, Bodybuilding nicht.

Viel Körpereinsatz verlangen jedenfalls auch so manche Performances, die gelten dann aber weniger als Sport denn als Kunst, und das (selbst wenn «Das ist doch keine Kunst» gerne mal in die Debatte geworfen wird) auch ohne amtliche Beglaubigung. Auf eine solche hätte Drahdwaberl-Mastermind Stefan Weber wohl auch herzlich verzichtet, denn auf Obrigkeiten hören gehörte nicht zu seinem Repertoire. An den am 6. Juni verstorbenen Musiker und Künstler erinnert sich einer der Drahdwaberl-Akteure, Karl Weidinger, auf Seite 30.

Auf Seite 36, im *dichter innenteil*, gibt es noch einen berührenden Nachruf: In *Die roten Turnschuhe* erinnert sich Vera Vasiljković in wunderschönen Worten an Mischa, ihren «liebsten, verstorbenen Heimatfreund». R. I. P. Mischa, R. I. P. Stefan. Kritische Geister brauchen wir immer. Was dabei hilft? Denk-Sport und lesen!

Ruth Weismann

Europa mit einem gebrochenen Flügel

Sie wolle, sagt die Regierung im Vorfeld der österreichischen EU-Präsidentschaft, dass das «Große» auf europäischer Ebene behandelt wird, das «Kleine» aber soll auf nationalem Level sein. Beim aus ihrer Sicht «Großen» nennt sie Polizei und Kontrolle. Als «klein» stuft sie soziale Initiativen ein: also den Kampf gegen Arbeitslosigkeit und gegen Armut, das Engagement für Pflege, Kinder, Kranke und für Bildung. Gemeinsame europäische Initiativen für Soziales sind offensichtlich «kleine» Fragen. So werden wir nicht weiterkommen. Europa wird sozial sein, oder es wird nicht mehr sein.

Eine aktuelle Studie des Ökonomen Gabriel Zucman zeigt uns, was passiert, wenn wir die großen Aufgaben mit den kleinen verwechseln. Konzerngewinne landen zu 40 % in Steueroasen. Im Jahr 2015, auf das sich die Untersuchung bezieht, haben Multis wie Google, Amazon, Nike und Co insgesamt 570 Milliarden Euro an Gewinnen in Steueroasen verlagert. Im Falle Österreichs sind das 3,6 Milliarden Euro. Der Allgemeinheit entgehen somit 900 Millionen Euro an Steuereinnahmen im Jahr. Das entspricht den Aufwendungen für die Mindestsicherung, oder einem Chancenindex für benachteiligte Schulen, oder Investitionen in die fehlenden Therapieplätze für Kindergesundheit oder den notwendigen Ausbau von Pflegehilfen. In Wirklichkeit müssen wir soziale Fragen in Europa groß machen. Und die Schlupflöcher, sich aus der gemeinsamen Verantwortung zu stehlen, klein.

Erstens sollten Sozialschutz und soziale Rechte mit den Grundfreiheiten des Binnenmarkts gleichrangig behandelt werden. Ein Vogel fliegt nicht mit einem Flügel. Zweitens sind gemeinsame Investitionen im Bildungs- und Pflegebereich zu tätigen. Schon 2012 hat der damalige Kommissar, Laszlo Andor, ein Social Investment Package gefordert, um die Folgen der Finanz- und Wirtschaftskrise zu

mildern. Zu Recht – denn die Beschäftigung im Sozialbereich wächst in den letzten Jahren unaufhörlich, und trägt so zum wirtschaftlichen Wohlstand in Europa bei. Soziale Dienste haben einen unvergleichbaren sozialen Mehrwert für die Gesellschaft. Kinderbetreuung, Pflege für ältere Menschen, Integration und Sprachkurse, oder auch Weiter- und Fortbildung sind nicht nur wichtig für die Personen, die es betrifft. Sie schaffen auch Jobs in strukturschwachen Regionen, und spielen Angehörige in ihren Betreuungstätigkeiten frei. Drittens müssen Entscheidungen in Europa einen «sozialen Stresstest» bestehen sowie der Einhaltung der europäischen Charta der Grundrechte unterzogen werden. Werden diese verletzt, müssten die vorgeschlagenen Maßnahmen zurückgenommen, abgefedert oder andere entwickelt werden. Und viertens: Wir sollten voneinander lernen. Jedes Land kann etwas gut. Dänemark weiß mit seinen «family health nurses» Soziales (Care) und Gesundheit (Cure) zu verbinden, Holland arbeitet mit einem Chancenindex um benachteiligte Schulstandorte zu stärken, Deutschland hat mit den «Frühen Hilfen» ein Angebot für Kleinkinder aufgebaut, Österreich hat mit dem sozialen Wohnbau und der dualen Ausbildung europaweit «good practice» vorzuweisen.

Zur Umsetzung all dieser Schritte könnten wir einen Konvent für ein soziales Europa einberufen. Dieser Konvent hat die Aufgabe, Vorschläge zu entwickeln, wie in der EU Sozialschutz und soziale Rechte gestaltet, gesichert und zukunftsfähig weiterentwickelt werden können.

Wir können das Kleine groß machen. Damit der Vogel seine Flügel ausbreitet und fliegt.

Martin Schenk

Europa wird sozial sein, oder es wird nicht mehr sein



GUSTL



PHETTBERGS FISIMATENTEN

Schlafen macht mir Freude

Immer lieg ich auf der linken Seite, und da entstand in meinen Haaren eine Art Teppich. Sir eze ging zum Bipa und kaufte Reparatur-Shampoo und wusch stundenlang voller Inbrunst meine Haare. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, dass die Haare mir je wieder repariert werden können. Doch das Wunder geschah, und meine Haare sind wieder flockig geworden! Eigentlich wollte ich mich und die Haare waschen, um schamanisch zu reisen. Aber ich weiß jetzt, schamanisch reisen gelingt mir nicht wirklich zu erfassen. Jahr um Jahr vergeht, ich finde keine Freude, weder im Yogananda-Tempel noch im schamanischen Reisen. Nur Schlafen macht mir Freude.

Ö1 ist ein Klassik-, Jazz- und Weltmusikprogramm, doch ich habe generell keinerlei Freude an Musik. Die einzige Freude, die ich wahrnehme, sind Jeansboys. Die Ö1-Ansagys sind so perfekt Sprechende, und dann wurden sie wahrscheinlich total trainiert mit dem Metronom? Ich hör sogar, wenn junge Männer interviewt werden, ob sie dabei engliegende Jeans tragen. Ich hörte mit Genuss ihre jungen Stimmen.

Ich werde nie Schach spielen

Und dann hab ich das ganze Journal überhört. Manche Sprechersprechen so wohl lautend, dass ich mich in ihre Laute einschmiege wie an die Mama. Besonders bei der nach dem Journal folgenden Sendung Radiokolleg.

Eines weiß ich absolut: Ich werde nie Schach spielen. Warum wohl? Dies weiß ich, seit ich im Stift Klosterneuburg bei den Augustiner-Chorherren begriffen habe, als Priester dürfte ich nie onanieren. Denn ich habe mir generell vorgenommen, mühsam zu Erwerbendes nie wieder anzustreben. Das, was dir zufällt, ist quasi aus dir gewonnen, und das, was du mühsam erwerben müsstest, wie zum Beispiel schamanisch reisen oder die Yogananda-Idee, ist niemals in dir. Nur was dir sofort einleuchtet, ist quasi in dir, also eigentlich Gottesidee! Na gut, als Kind begann ich, Herrn Pfarrer Alois Schmeiser und seine täglichen Gestionsprotokolle zu begreifen, und damit hab ich Jesus Christus und die Liebesidee in mich aufgesaugt und erfasst.

Der neue AUGUSTIN-Ausweis

Betrifft: In eigener Sache

Seit Anfang Juni läuft die größte AUGUSTIN-Ausweis-Tauschaktion, die die Welt je gesehen hat. Auf Wunsch unserer Kolporteur_innen hat unsere Grafikabteilung einen fescheren und vor allem größeren entworfen (Details dazu bereits in der Ausgabe Nr. 461). Dieser Ausweis dient zuallererst der Legitimierung zum Verkauf des AUGUSTIN, das bedeutet, der oder die Trägerin ist bei uns



Foto: Memo Lins

Da schau her: der neue AUGUSTIN-Ausweis! Proudly presented by Günter Gratzl

registriert und hat eine Einschulung, in der auch die Spielregeln beim Verkauf erklärt werden, absolviert. Darüber hinaus hat der Ausweis auch noch, wie uns viele Kolporteur_innen mitteilten, eine starke Symbolwirkung: Dieses Stück Karton drückt eine

ideelle Zugehörigkeit zum Gesamtkunstwerk AUGUSTIN aus. Kurz gefasst, wenn man AUGUSTIN-Verkäufer_in ist, dann trägt man oder frau selbstverständlich auch den AUGUSTIN-Ausweis.

Sollten Sie jedoch in der nächsten Zeit noch den alten Ausweis sehen: Der oder die Träger_in möge doch zu uns ins Büro kommen, um den Ausweis zu tauschen – vielleicht hat die betroffene Person einfach noch nichts von der Erneuerung erfahren. Sollten Sie aber den alten Ausweis nach dem Sommer noch immer erblicken, dürfte es sich dabei um ein Erbstück oder eine billige Kopie handeln. Das könnten Sie am besten telefonisch mit uns im Büro abklären. Unter: (01) 54 55 133 (Mo. bis Fr., 11 bis 16 Uhr).

Die Redaktion

Jahrzehntelange Besetzung

Betrifft: Herr Groll auf Reisen, Nr. 459

Liebe Redaktion!

Herzlichen Dank für die Kurzfassung der jüngeren Geschichte Zyperns. Bei allen Berichten und Kommentaren zur Lage auf der Krim wird eben dies geflissentlich nicht erwähnt! Es betrifft ja nur zwei NATO-«Bruder»-Staaten, und da ist eine widerrechtliche Eroberung und jahrzehntelange Besetzung offenbar ganz normal – oder?

Mit freundlichen Grüßen

Leo Graf

Kontaktanbahnung

Herausgeber und Medieninhaber:
Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der
Straßenzeitung Augustin.
Vereinsitz: 5., Reiprechtsdorfer Straße 31

Internet:
www.augustin.or.at
Updating: Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:
Kathrin Gräble, Andreas Hennefeld,
Sonja Hopfgartner, Bernhard Wernitznig
5., Reiprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:
Karl Berger, Lisa Bolyos (dzt. Karenz),
Jenny Legenstein (JL, DW: 12), Evi Rohrmoser (DW: 10), Reinhold Schachner (reisch, DW: 13), Samuel Stuhlpfarrer (sts, DW: 16), Ruth Weismann (RW, DW: 11)
5., Reiprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

Mitarbeiter_innen dieser Ausgabe:
COVER: Nina Strasser
FOTOS: Natalie Deewan, Christopher Glanzl, Jella Jost, Doris Kittler, Mario Lang, Gerhard Schmolke, Julia Slamanig
ILLUSTRATIONEN: Karl Berger, Anton Blitzstein, Thomas Kriebaum, MUCH, Silke Müller, Richard Schuberth, Magdalena Steiner, Dasha Zaichanka
TEXT: Mareike Boysen, Christian Bunke, Bärbel Danneberg, Mehmet Emir, Klaus Federmair, Robert Foltin, Arthur Fürnhammer, Hannes Gaisberger, Elfriede Gans, Gottfried, Hedi Hrdlicka, Heidemarie Ithaler-Muster, Frank Jödicke, Jella Jost, Doris Kittler, Rainer Krispel, Marisa Kröpf, Mario Lang (lama), Traude Lehner, Uwe Mauch, Christa Neubauer, Hermes Phettberg, Annika Rauchberger, Martin Reiterer, Erwin Riess, Martin Schenk, Julia Slamanig, Vera Vasiljković, Karl Weidinger, Peter Paul Wiplinger
LEKTORAT: Richard Schuberth

Strawanzer in:
Verantwortlich: Claudia Poppe
5., Reiprechtsdorfer Straße 31
strawanzerin@augustin.or.at
www.strawanzerin.at (österreichweiter
Online-Veranstaltungskalender)
Radio Augustin:
Verantwortlich: Aurelia Wusch
5., Reiprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin:
Verantwortlich: Christina Steinle
5., Reiprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Inserate:
Tel.: (01) 587 87 90
inserate@augustin.or.at

Druck:
Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
3., Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:
AUGUSTIN: Die nächste Nummer
erscheint am 4. Juli 2018
Auflage dieser Nummer: 22.000

Mitglied des International
Network of Street Papers 

Abo-Tel.: (01) 587 87 90
abo@augustin.or.at
www.augustin.or.at/abo

 www.facebook.com
augustin.boulevardzeitung

Bankverbindungen BAWAG: iban AT97 1400 0050 1066 6211, bic bawaatw
PSK: iban AT80 6000 0000 9205 1517, bic OPSKATWW

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen. Wir finanzieren das Projekt durch den Zeitungsverkauf (70%), durch 333 Liebhaber_innen und private Spenden (20%) schließlich auch noch durch Inserate, Beilagen, Kalender, T-Shirts usw. (10%). Wir bedanken uns bei allen, die dieses Projekt unterstützen.



Vasile

Einmal so, einmal so

Wenn ich singe, sind alle, die zuhören, meine Freunde

Ich liebe Musik – arabische, türkische, rumänische, deutsche, englische – alles. Selbst mache ich auch Musik, aber, wenn man auf der Straße auftreten will, muss man beim Magistrat zahlen. Ohne Erlaubnis vom Magistrat ist das Musikmachen auf der Straße ein Problem. Du brauchst eine Platzkarte von der MA 36. Für einen Monat kostet diese Karte 6,54 Euro. Ich singe und mache Breakdance, Hip-Hop. Ich hab nur dieses kleine Mikrofon und eine kleine Box. Es gibt ein Video von mir im Internet, ich selbst habe es gar nicht gesehen. Wie viele Leute haben das Video gesehen? (Vasile als Breakdancer in einem Videoclip auf www.facebook.com/Augustin.Boulevardzeitung, hochgeladen am 19. März. 2672 Personen haben den Clip angeschaut. Anm. der Redaktion). Ich liebe alle, meine Frau, meine Familie, meine Freunde. Wenn ich singe, sind alle, die zuhören, meine Freunde. Musikmachen ist eine Arbeit von mir, AUGUSTIN verkaufen meine andere Arbeit.

Den AUGUSTIN kenne ich seit zwei Jahren, seit ich von Bukarest nach Wien gekommen bin. Meine Eltern sind in Rumänien. Ich lebe mit meiner Frau hier. Schon vor zwei Jahren habe ich gefragt, ob ich den AUGUSTIN verkaufen kann. Mir wurde gesagt, nein, es geht jetzt nicht, warte noch. Ein Jahr später war es so weit, ich habe meine Daten im Büro unten (Vertriebsbüro, Anm. Red.) angegeben, und dann haben sie mich angerufen: OK, du kannst kommen, und ich habe hier die Verkäufer-Einschulung gemacht und meinen Ausweis bekommen. Das ist eine gute Arbeit, den AUGUSTIN zu verkaufen. Beim Verkaufen ist es so, wenn sich jemand erkundigt, was kostet das, sage ich: 2,50 Euro. Und wenn derjenige eine Zeitung kauft, ist es gut, wenn es ihm zu teuer ist oder was auch immer, lass ich ihn in Ruhe, ich sage nicht: Dann gib mir halt 50 Cent oder so. Respekt ist wichtig. Ich bin korrekt, aber es gibt andere – crazy Leute. Ich hätte gern, dass die Kollegen vom Vertrieb, die Sozialarbeiter, mehr kontrollieren, ob Leute ohne Ausweis den Augustin verkaufen.

Da schau (zeigt seine Hand), mein Hund hat mich gebissen. Es ist ein Beagle, Astor heißt er, ein guter Hund, aber er ist zu aggressiv. Deshalb werde ich ihn leider kastrieren lassen. Es geht nicht anders, man will ihn streicheln, er beißt.

Heute habe ich frei, da mache ich keine Musik, morgen mache ich wieder Musik. Gestern hat es geregnet, heute ist es schön, morgen, glaube ich, wird es wieder schlecht. Ein Tag ist gut, ein Tag ist schlecht – halbe-halbe. Manchmal ist die Arbeit gut, dann verkaufe ich viel, dann wieder schlecht, einmal so, einmal so.

Protokoll: Jenny Legenstein

Foto: Memo Lins

Das Bundesamt für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung kommt nicht zur Ruhe

Die Staatsaffäre

Erbitterter Machtkampf. Seit Monaten tobt der Konflikt um das Bundesamt für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung (BVT). Und um die Deutungshoheit in der gesamten Affäre. **Hedi Hrdlicka** fasst zusammen. Illustration: **Karl Berger**

Wieder einmal werden Aktenberge voller Staatsgeheimnisse an die Parlamentsklubs geliefert, Minister in Sondersitzungen in die Mangel genommen und dutzende Anfragen verfasst, während die Staatsanwaltschaft ermittelt. Wieder einmal ist also etwas passiert in der Republik Österreich. Dieses Mal steht das Bundesamt für Verfassungsschutz und Terrorismusbekämpfung (BVT) im Zentrum des Skandals. Also jene Behörde, die Österreicher_innen vor Terrorismus, Spionage und Hackern schützen soll. Das BVT ist kein Geheimdienst, sondern eine Polizeibehörde, man kann sie mit etwas Fantasie mit der US-Bundespolizei FBI vergleichen. Man stelle sich also vor, eine Polizeibehörde, die hauptsächlich gegen Straßendealer_innen vorgeht, führt in den USA eine Hausdurchsuchung beim FBI durch. Genau das ist in Österreich passiert: Am 28. Februar tauchen Staatsanwälte und die Einsatzgruppe zur Bekämpfung der Straßensriminalität (EGS) beim BVT auf, um Büros und Privatwohnungen von Mitarbeiter_innen zu durchsuchen. Seitdem steht die Politik Kopf, zwischen Regierung und Opposition ist ein erbitterter Kampf um die Deutungshoheit in der BVT-Affäre entbrannt.

Zwei Erzählungen haben sich durchgesetzt. Vor allem die FPÖ behauptet, dass im BVT korrupte und chaotische Zustände herrschten, die sogar strafrechtlich relevant waren. Deshalb hat die unabhängige Justiz entschieden, die Vorwürfe im großen Stil zu untersuchen. Alle seither laufenden Schritte seien sinnvoll, ja sogar nötig, da Innenminister Herbert Kickl (FPÖ) als

Dienstgeber für rechtlich einwandfreie Zustände im BVT sorgen müsse. Dem steht das Narrativ der Oppositionsparteien gegenüber: Sie werfen Kickl vor, vage Gerüchte genutzt zu haben, um die Staatsanwaltschaft unter Druck zu setzen. Dank deren Ermittlungen war dann ein Grund gefunden, um die ungeliebte BVT-Führung rund um Peter Gridling «umzufärben». Außerdem sollte dem Rechtsextremismus-Referat, das zahlreiche FPÖ-nahe Personen untersuchte, eins ausgewischt werden. Obwohl sich die beiden Erzählstränge nicht ausschließen, herrscht im öffentlichen Diskurs momentan ein Schwarz-Weiß-Denken vor: Man ist für das BVT und gegen die FPÖ, oder umgekehrt. Dabei spricht vieles dafür, dass die Behörde schlecht geführt und von persönlichen Feinden geprägt war – und die Clique rund um Innenminister Kickl das beinhardt ausgenutzt hat.

Im Sommer 2017 taucht ein Dossier auf. Und zwar in den Postfächern und E-Mail-Eingängen von Journalist_innen, Politiker_innen und Staatsanwält_innen – es ist mit ausführlichen Vorwürfen gegen hochrangige Mitarbeiter_innen von BVT und Innenministerium gespickt, das damals seit 17 Jahren von ÖVP-Politiker_innen geführt wird. Dieses Konvolut liest sich wie ein reißerischer Agent_innenthriллер. Beamte sollen Lösegeld abgezweigt, Spesengeld für Sex-Partys verwendet und Journalist_innen bestochen haben. Die Staatsanwaltschaft ermittelt ein bisschen, Reporter_innen recherchieren. Am Ende bleibt von den Vorwürfen nicht viel übrig. Es besteht nur mehr der Verdacht, dass manche Datensätze zu lange im BVT gespeichert wurden. Außerdem wird eine

Spionageoperation gegen Nordkorea kritisch beäugt. Im Winter 2017 wirkt es so, als wäre die Affäre beendet, bevor sie wirklich begonnen hat.

Zwischenzeitlich hat das Innenministerium aber die Parteifarbe gewechselt. Statt Wolfgang Sobotka (ÖVP) hat nun Herbert Kickl die Zügel in der Hand. Als rechte Hand installiert er den Spitzenpolizisten Peter Goldgruber. Der bekommt das BVT-Dossier zu Jahresbeginn in die Hand – und marschiert damit zur Wirtschafts- und Korruptionsstaatsanwaltschaft. Einen «Skandal» nennt das sein Gegenüber im Justizminister, Christian Pilnacek, in einer internen Dienstbesprechung, deren Protokoll nach außen drang. Das Kabinett Kickl weist die Staatsanwaltschaft aber nicht nur auf das dort ohnehin bereits bekannte Konvolut hin, sondern involviert sich noch stärker in die Ermittlungen. So begleitet der Kabinettsmitarbeiter Udo Lett, früher im Wiener Landesamt für Verfassungsschutz, zwei Zeug_innen zur Staatsanwaltschaft, die dort «auspacken» sollen. Brisant sind ihre Aussagen nicht, wie man mittlerweile weiß. Im Grunde bestätigen sie, dass sie die im Konvolut aufgestellten Behauptungen ebenfalls gehört hätten. Auch zwei weitere Zeug_innen geben den «Flurfunk» wieder, ohne konkrete Aussagen zu machen.

Für die Staatsanwaltschaft ist nun genug Substanz da. Sie will die Büros des Verfassungsschutzes durchsuchen und bespricht daher mit Goldgruber und Kickl, welche Polizeieinheit dafür herangezogen werden kann. Eigene Polizisten, die nur für die Staatsanwaltschaft tätig sind, gibt es in Österreich nicht. Da das eigentlich vorgesehene Bundesamt für Korruptionsbekämpfung (BAK) selbst in dem Konvolut vorkommt, schlägt Goldgruber die Einsatzgruppe für Straßensriminalität (EGS) vor. Die Staatsanwaltschaft stimmt zu, weiß aber laut eigenen Angaben zu diesem Zeitpunkt



Vieles spricht dafür, dass das BVT schlecht geführt war – und Innenminister Kickl das ausgenutzt hat

“

nicht, dass EGS-Chef Wolfgang Preiszler ein FPÖ-Mitglied ist, das regelmäßig rassistische Inhalte in sozialen Medien verbreitet – gegen ihn wird nun ermittelt, es gilt wie für alle Erwähnten die Unschuldsvermutung.

Preisler, seine EGS-Polizist_innen und die Staatsanwaltschaft tauchen in den Morgenstunden des 28. Februar beim BVT auf. Bis zum frühen Abend werden Büros und Privatwohnungen von Beschuldigten durchsucht und so viele Dokumente beschlagnahmt, dass mehrere Transporte vom BVT zur Staatsanwaltschaft stattfinden müssen. Obwohl die Anordnung zur Hausdurchsuchung nur von Ermittlungen wegen der Nicht-Löschung von Daten und der Spionageoperation zu Nordkorea spricht, nimmt die Staatsanwaltschaft auch eine Vielzahl von Dokumenten zum Bereich Rechtsextremismus mit. Sogar eine DVD des deutschen Verfassungsschutzes, auf der sich Fotos von Teilnehmer_innen des rechtsextremen Ulrichbergstreifen befinden, wandert zur Staatsanwaltschaft. Deshalb kassierte nun EGS-Chef Preiszler eine zweite Anzeige – ihm wird vorgeworfen, dass er und seine Einsatzgruppe absichtlich Daten zu Neonazis und Rechtsextremen mitgenommen hätten.

Auf die Razzia folgen Suspendierungen. Neben BVT-Chef Peter Gridling trifft es drei weitere Beamte, die momentan ihren Dienst im Verfassungsschutz versehen. Drei Monate

später sind diese Suspendierungen wieder aufgehoben. Auch die Staatsanwaltschaft scheint in der Zwischenzeit keine großen Fortschritte gemacht zu haben. Etwa bei der Nordkorea-Affäre: BVT-Beamten wird hier vorgeworfen, zu eng mit Südkorea zusammengearbeitet zu haben. So erhielten die Beamten von der Österreichischen Staatsdruckerei – mittlerweile ein Privatunternehmen – 30 nordkoreanische Passrohlinge.

Das war möglich, weil Nordkorea seine biometrischen Pässe in Österreich herstellen lässt. Drei Pässe wurden dann an den südkoreanischen Geheimdienst NIS weitergegeben. Außerdem gab es eine Observation der nordkoreanischen Botschaft, die womöglich rechtswidrig war und viele Treffen mit südkoreanischen Agenten beim Heurigen. Ein Grund, das Funktionieren des wichtigsten Sicherheitsorgans der Republik zu gefährden, sind diese Vorwürfe – selbst wenn sie stimmen – nicht.

Der zweite Themenkomplex weist ebenfalls keine spektakulären Inhalte auf. Hier geht es darum, dass Einträge im hauseigenen EDV-System nicht fristgerecht gelöscht wurden. Konkret sollen davon die ehemalige Nationalrätin Sigrid Maurer (Grüne) und der SPÖ-nahe Wiener Anwalt Gabriel Lansky betroffen sein. Die Beschuldigten bestreiten die Vorwürfe, Beweise für eine (absichtliche) Nicht-Löschung sind öffentlich bislang

nicht bekannt. Nun wird auch untersucht, ob die Vergabe von Aufträgen an die IT-Firma Rubicon rechtswidrig war.

All das scheint die Vorwürfe zu unterstützen. Kritiker_innen kreideten der Staatsanwaltschaft und dem Innenministerium von Anfang an «überschießendes» Vorgehen an. Und doch zeigen die Protokolle der Zeugenaussagen, dass im BVT einiges schief lief. So tauchten im Zuge der Untersuchungen Informationen über Beamte auf, gegen die momentan wegen des Verrats von Staatsgeheimnissen an Russland ermittelt wird. Die Standards für IT-Sicherheit dürften im BVT sehr lasch gewesen sein, so konnte die Staatsanwaltschaft unverschlüsselte und nicht passwortgeschützte Festplatten mit heiklen Daten einsehen. Dazu kommen zahlreiche kolportierte Übergriffe gegen weibliche Beamte.

Nun soll Peter Gridling selbst das BVT reformieren. Das gaben Kickl und der BVT-Chef vor wenigen Wochen auf einer gemeinsamen Pressekonferenz bekannt. Mitleid für den obersten «Staatsschützer» ist kaum angebracht, Skepsis dagegen schon. Auch unter Gridling, der das BVT seit 2008 leitet, stand das Amt nicht im Verdacht, die rechte Szene allzu hart anzugreifen. Der Aushöhlung von Grundrechten redete der BVT-Chef allerdings beständig das Wort. Empfohlen hat er sich – zumindest nach freiheitlichen Maßstäben – damit offenbar nicht. Dem neuen Herrn zu dienen, immerhin dazu scheint Gridling, nach aufgehobener Suspendierung, dann doch bereit zu sein. ■

Ab Herbst 2018 sollen Kinder mit Deutsch-Defiziten in eigenen «Förderklassen» unterrichtet werden

«Die Aufholstrecke wird immer länger»

In Wien regt sich Widerstand. Lehrer_innen, Direktor_innen und Bildungsexpert_innen sehen sich außerstande, die Einrichtung von «Deutsch-Förderklassen» umfassend umzusetzen. Über die Fallstricke des vorliegenden Gesetzes, darüber, wie Kinder lernen, und über das verlässliche Gespür der österreichischen Bevölkerung hat sich **Samuel Stuhlpfarrer** mit Gabriele Lener unterhalten. Foto: **Christopher Glanzl**

Sie und Ihre Kolleginnen und Kollegen von der «Plattform zur schulautonomen Umsetzung von Sprachfördermaßnahmen» haben zuletzt harsche Kritik am Gesetz zur Einrichtung von sogenannten Deutsch-Förderklassen geübt. Was stört Sie daran genau?

Es gibt zwei große Kritikpunkte. Der eine richtet sich an die nicht überall gleichermaßen gegebene organisatorische Durchführbarkeit. Da geht es um Raumangel und die Parallelisierung von Stundenplänen. Die große Raumnot gibt es bei uns in der Vereinsgasse – wir sind ja eine Ganztagschule – so nicht. Aber dieses Problem trifft die Halbtagschulen natürlich ganz extrem. Die haben einfach keinen zusätzlichen Raum, in dem sich eine Deutsch-Förderklasse einrichten ließe.

Der zweite Kritikpunkt, und der ist mir und den meisten meiner Kolleginnen und Kollegen deutlich wichtiger, ist ein inhaltlicher. Das, was jetzt vorliegt und im Herbst anlaufen soll ist im Grunde genommen kaum mehr als ein Trocken-Schwimmkurs. Anstatt Schülerinnen und Schüler mit Deutsch-Defiziten sozial zu integrieren, sondert man sie ab. Das wird dem Spracherwerb nicht fördern und zementiert schon sehr früh soziale Unterschiede der Herkunft. Die Aufholstrecke wird immer länger.

Was würde die Einrichtung von Deutsch-Förderklassen denn konkret für die Kinder bedeuten – für zugewanderte und für solche, die hier geboren sind?

An sich richtet sich diese Maßnahme – und wir sprechen hier von 15 Stunden in der Woche und jeweils drei Stunden am Tag – an alle Kinder, die zu Schuleintritt nur unzureichend Deutsch sprechen. Das sind Kinder, die zu Hause nicht

Deutsch sprechen und die mitunter auch eine schlechte Sprachförderung im Kindergarten oder in der Kindergruppe erfahren haben. Ich habe den starken Verdacht, dass die neu zugewanderten Kinder gar nicht die erste Zielgruppe für diese Maßnahme sind. Die werden vielleicht schon eine gewisse Zeit brauchen, aber sich zum Großteil – und wenn sie die Unterstützung aus dem Elternhaus haben – schnell mit der neuen Sprache vertraut machen. Das größere Problem haben wir meiner Ansicht nach bei jenen Kindern, die schon hier geboren und aufgewachsen sind, aber nur eine schlechte Sprachförderung im Elternhaus und im Kindergarten erfahren haben. Das sind Kinder, die die Kompetenz zum Erwerb einer Sprache nie erlernen konnten.

Meinen Sie damit Kinder, die grundsätzlich eine schlechte Sprachförderung erfahren haben oder Kinder mit einer unzureichenden Deutsch-Förderung?

Sowohl als auch. Da geht es um Kinder, die in einer, wie das mitunter genannt wird, doppelten Halbsprachigkeit aufgewachsen sind. Diesen Kindern fehlt es an intakten Sprachstrukturen einer Erstsprache, auf denen man etwas aufbauen könnte.

Gleichzeitig kann ich mir natürlich vorstellen, dass es Kinder gibt, bei denen man nicht erst sechs Monate warten muss, bis sie in ihre Regelklasse kommen könnten. Es gibt Kinder, die lernen wirklich sehr schnell – denen hilft man mehr, wenn man sie frühzeitig in die Regelklasse übernimmt und parallel in einem Sprachförderkurs ihre Deutsch-Kompetenz weiterentwickelt.

Es wäre mir auch ein schulautonomes Bedürfnis, dass nicht jedes Kind exakt 15 Stunden in der Förderklasse absitzen

müsste. Dann könnten Kinder etwa auch einmal an einem Ausflug der Regelklasse teilnehmen und im Austausch mit den Klassenkolleginnen und Kollegen sein. Das sind eigentlich ganz einfache, logische Dinge. Aber all das sieht das Gesetz des Bundes nicht vor.

Sie haben unlängst kryptisch anklingen lassen, dass sie hoffen, «dass unsere gewerkschaftliche Vertretung uns unterstützt, wenn wir Dinge tun müssen, die das Gesetz vielleicht nicht so vorsieht». Was meinten Sie damit genau?

Wir stehen hier zwischen zwei unterschiedlichen Dienstaufträgen. Da ist einerseits das Schulautonomiepaket, das mich als Schulleiterin dazu auffordert, Fragen der Klassenbildung und der bestmöglichen Förderung unserer Schülerinnen und Schüler unter Berücksichtigung der schulautonomen Gegebenheiten zu organisieren. Andererseits gibt es nun dieses Gesetz zu den Deutschförderklassen, das mir im Grunde genommen nicht erlaubt, dieser ersten Aufforderung nachzukommen. Ich betrachte diese Situation als eine, in der es zwei einander widersprechende gesetzliche Aufträge gibt. Und ganz egal wie ich es anlege, besteht natürlich die Möglichkeit, dass man das eine oder das andere weniger berücksichtigt.

Nun gibt es keinen einzigen Experten und keine einzige Expertin, der oder die die Deutsch-Förderklassen als sinnvoll bezeichnen würde. Ihre Umsetzung treibt mit dem zuständigen Minister Heinz Faßmann kurioserweise der einzige «Experte» in dieser Bundesregierung voran. Wie erklären Sie sich das?

Na ja, worin sich der Minister wohl schon auskennt, das sind Migrationsstatistiken. In diesem Bereich hat er lange gearbeitet, und daher gehe ich davon aus, dass ihn dieses Thema auch interessiert. Ich würde ihn diesbezüglich auch gar nicht – wie das mitunter umgekehrt vorkommt – unter Ideologieverdacht stellen. Ich glaube allerdings, dass er keine Vorstellung davon hat, wie Unterricht in einer Volksschule passiert. Und er hat offenbar auch



Anstatt Schülerinnen und Schüler mit Deutsch-Defiziten sozial zu integrieren, sondert man sie ab



gar keine Idee davon, wie Kinder in diesem Alter lernen, oder davon, dass es unter Kindern unterschiedliche Sprachlerntypen gibt. Ich selbst, zum Beispiel, habe als Erwachsene Türkisch gelernt. Ich reagiere sehr gut auf systematischen Sprachunterricht. Aber es gibt jede Menge Kinder, die darauf gar nicht reagieren. Die lernen durch das Gespräch.

Dazu bräuchte es dann eher Ganztags-schulangebote und die soziale Einbindung von Kindern mit Nachholbedarf in einen Klassenverband mit Deutsch sprechenden Kindern?

Genau. Und vor allem bräuchte es dazu mehr vorschulische Förderungen. Es gibt jetzt ein verpflichtendes Kindergartenjahr, und gleichzeitig ist man nicht dazu in der Lage, ausreichend öffentliche Kindergartenplätze zur Verfügung zu stellen. Vorschulische Förderung kostet eben auch etwas. Und wenn man die will, muss man ausreichend Plätze schaffen – das ist im Übrigen in allen Bundesländern ein Problem. Natürlich würde das eine ganz massive Ressourcenaufstockung notwendig machen, also einen richtigen Ausbau von öffentlichen vorschulischen

Einrichtungen mit ordentlichen Qualitätskontrollen und besseren Zugangsbedingungen. Dasselbe gilt für die Ganztagschulen: Die müssten einfach für alle geöffnet werden. Gerade die Kinder von Eltern, die keinen Job kriegen, bräuchten einen Ganztagsplatz. Aber mir ist schon klar, dass all das unter dieser Bundesregierung nicht zu erwarten ist.

Die Bundesregierung verfolgt wohl einfach eine andere Agenda. Der Leitfaden zur Umsetzung der «Förderklassen», der erst am 13. 6 veröffentlicht worden ist, lässt trotz aller Bedenken keinen Spielraum für schulautonome Lösungen. Das riecht doch stark nach Schikane, nicht?

Was den Leitfaden betrifft: Wir haben ihn zum Anlass genommen, um von der Gewerkschaft allfällige Protestmaßnahmen einzufordern. Abgesehen davon kommen einer natürlich Begriffe wie «Schikane» in den Sinn. Ich habe einst Soziologie studiert und bei Minister Faßmann auch einmal eine Prüfung abgelegt. Ich habe den Eindruck, das ist ein kompetenter Mensch. Natürlich gibt es andere Regierungsmitglieder, bei denen mir schon klar ist, woher der Wind weht. Tatsache ist, dass man sich damit offenbar dem Willen der Bevölkerung anbieten will. Es ist noch nicht lange her, da hat Faßmann seine Politik mit einer Umfrage unter Eltern gerechtfertigt. Auf die Nachfrage eines Journalisten, ob denn die Mehrheit nicht auch irren könne, hat er dann sinngemäß gemeint: «Die haben schon ein Gespür dafür.» Ich meine, was ist das denn für eine Aussage von einem Wissenschaftler? Und historisch sind Entscheidungen, die auf der Basis von «Gespür» getroffen worden sind, bekanntermaßen auch nicht immer gut ausgegangen. ■



Gabriele Lener leitet die Ganztagsvolksschule Vereinsgasse im 2. Bezirk und ist eine der Proponent_innen der «Plattform zur schulautonomen Umsetzung von Sprachfördermaßnahmen».

Eine Reportage aus Bukarest

Die Enkel an der Hand

Eine Kindheit ohne Eltern erleben viele Kinder in Rumänien. Und zwar dann, wenn Mutter und Vater zum Arbeiten ins Ausland gehen müssen. In einer Schule in Bukarest versucht ein Sozialarbeiter die Lücken zu füllen, die Eltern hinterlassen.
Julia Slamanig (Text und Foto) hat ihn besucht.

Kinder laufen im großen Klassenraum herum. Manche springen von den Tischen, schreien, machen Kopfstand auf dem Teppich. Zwei Mädchen drücken Teddybären an sich. Ein Junge sitzt auf seinem Platz und beobachtet die anderen mit ernster Miene. Diese Kinder wachsen wie viele andere in Rumänien ohne Eltern auf. Immer mehr junge Erwachsene sehen sich dazu gezwungen, zum Arbeiten ins Ausland zu gehen – und müssen ihre Söhne und Töchter zurücklassen. «Es sind einige hunderttausend Kinder, aber weniger als eine Million», sagt die Soziologin Manuela Stanculescu. Niemand kenne konkrete Zahlen, denn in Rumänien gebe es keine Datenerfassung in diesem Bereich.

Leonardo Andreescu betritt den Klassenraum – ein großer Mann mit dunkelbraunen Augen und schwarzem Haar, im Nacken zu einem Zopf gebunden. Nachmittags und wochenends kümmert er sich als Sozialarbeiter um 20 Kinder zwischen sieben und zwölf Jahren. Fast alle sitzen jetzt auf dem Teppich im Sitzkreis und spielen mit der Lehrerin ein Spiel, bei dem sie einander an den Händen halten. Andreescu setzt sich zu einem Jungen, der an seinem Platz geblieben ist und weint. «Manche Kinder sind traurig, fühlen sich schuldig und machen sich Vorwürfe, weil sie nicht verstehen, warum ihre Eltern weggegangen sind. Einige sind gewalttätig und aggressiv, kämpfen um Aufmerksamkeit. Das Fehlen der Eltern macht sie unsicher», sagt der Sozialarbeiter.

Große Kluft. Im letzten Jahrzehnt sind zwischen drei und vier Millionen Menschen aus Rumänien ausgewandert, um im Ausland zu arbeiten – deutlich mehr als aus anderen europäischen Ländern. «Der Hauptgrund ist Armut», sagt Victoria Stoiciu von der Friedrich-Ebert-Stiftung Rumänien. Rumänien und Bulgarien sind die EU-Länder mit dem

niedrigsten Durchschnittseinkommen. Trotzdem wandern viel mehr Rumän_innen als Bulgar_innen aus. Das liegt laut Stoiciu an der großen Kluft zwischen den rumänischen Bevölkerungsschichten. «Die ärmsten Rumänen sind ärmer als die ärmsten Bulgaren», sagt sie, «wir haben ein paar wenige Menschen mit sehr hohem Einkommen und viele, die sehr wenig verdienen.» Ein Drittel der Erwerbstätigen in Rumänien sind Selbstständige und «Familienarbeiter_innen», die großteils in der Landwirtschaft arbeiten, und das bedeute ein Leben am Existenzminimum. Daraus ergeben sich zweieinhalb Millionen Rumän_innen, die nicht als arbeitslos eingestuft, aber extrem arm sind.

In einer der ärmsten Gegenden von Bukarest, dem Sector 5, liegt die Schule, an der Andreescu arbeitet. Familienleben in Wohnblöcken, die schon leerstanden, ohne Heizung, ohne fließendes Wasser. Die Bewohner_innen wühlen in Müllcontainern, in denen Menschen Kleidung wegwerfen, die sie selbst in einem Secondhand-Laden gekauft haben. In manchen Läden bezahlt man pro Kilogramm Kleidung umgerechnet drei Euro.

Flucht vor der Armut. Junge Erwachsene fliehen vor der Armut in andere Länder und lassen ihre Kinder bei Verwandten zurück. «Nicht alle Großeltern, Onkel und Tanten sind glücklich, sich um die Kinder zu kümmern. Einige geben ihr Bestes, aber für manche ist es eine zusätzliche Last», sagt Andreescu. Aber im Gegenzug dafür schicken die Eltern Geld aus dem Ausland, ohne das viele

Familien in Rumänien nicht überleben könnten. «Im Ausland verdienen Rumänen das Fünf- bis Zehnfache von dem, was sie zu Hause bekommen würden», sagt Soziologin Stanculescu. Wirtschaftlich gesehen ist dieser Geldzufluss aus dem Ausland die zweitwichtigste Geldquelle für Rumänien. Aber Stoiciu von der Friedrich-Ebert-Stiftung warnt vor den langfristigen Auswirkungen: «Die Bevölkerung Rumäniens altert, und die Geburtenrate sinkt. Wer wird sich um die Alten kümmern? Wir haben kein adäquates Pensionssystem, keine adäquaten Sozialleistungen.»

Ein Junge will wissen, ob er seine Mathematikaufgaben richtig gemacht hat. Dann lacht er und zeigt dem Sozialarbeiter, wie lange sein Kreisel sich dreht



in der Landwirtschaft, auf Baustellen oder in Hotels und Restaurants. In Österreich waren 2017 laut Statistik Austria rund 48.500 Rumän_innen erwerbstätig. Wer hierzulande Sozialabgaben bezahlt, hat für seine oder ihre im Ausland lebenden Kinder folglich auch Anspruch auf Familienbeihilfe. Für ein Neugeborenes liegt der monatliche Betrag derzeit bei 114 Euro, für eine_n Zehnjährigen bei 141,50 Euro. Ab 1. Jänner 2019 werden diese Beträge zumindest für Kinder im östlichen EU-Ausland drastisch gekürzt. Die Bezugshöhe orientiert sich dann an den Lebenshaltungskosten im Herkunftsland. Im Fall von Rumänien betrifft das rund 16.000 Kinder, deren Anspruch um etwa die Hälfte gekürzt wird. Für einen Zehnjährigen macht die



Großmutter Mariana mit ihrem Enkel Eugen. Ohne das Geld ihrer Töchter aus dem Ausland könnte sie nicht überleben

Kürzung rund 800 Euro pro Jahr aus. In Rumänien entspricht diese Summe zwei durchschnittlichen Monatsgehältern.

Lücken füllen. Zurück im Klassenraum. Es ist still. Die Kinder beugen sich an ihren Tischen über Styroporboxen, aus denen sie Nudeln mit Wurst und Sahneseife essen – für viele die einzige warme Mahlzeit am Tag. Nach dem Essen machen sie ihre Hausaufgaben. Zuhause könnte ihnen dabei oft niemand helfen, weil einige Verwandte Analphabeten sind. Trotzdem unterstützen die meisten Familien, dass die Kinder in die Schule gehen. «Diese Einstellung hat sich sehr zum Positiven gewandelt. Nur wenige sind noch immer der Meinung, dass Schule nicht wichtig ist, sondern dass Kinder arbeiten müssen, um Essen zu bekommen», sagt Andreescu. Ein Junge ruft ihn zu sich und will wissen, ob er seine Mathematikaufgaben richtig gemacht hat. Dann lacht er und zeigt dem Sozialarbeiter, wie lange sein Kreisel sich dreht. Andreescu baut zu jedem Kind eine Beziehung auf. «Distanz zu bewahren, davon halte ich nichts. Die Kinder müssen fühlen, dass sie sich auf uns

verlassen können, dass sich jemand um sie kümmert», sagt er. «Manche isolieren sich und schließen keine Freundschaften.» Bei sozialen Aktivitäten lernen die Kinder, wie sie mit Beziehungen zu anderen umgehen und sich bei Problemen verhalten. Spielerisch erfahren sie Wege, im Mittelpunkt zu stehen, ohne aggressiv werden zu müssen, um Aufmerksamkeit zu bekommen. «Wir versuchen die Lücken zu füllen, die die Eltern hinterlassen», sagt Andreescu.

Ein Bild aus Rumänien. Eine alte Frau mit Kopftuch und Zahnlücken betritt den Klassenraum. Sie ruft drei Jungen zu sich – ihre Enkel Alex, Eugen und Florin. Die drei leben bei ihr, weil ihre beiden Töchter in Spanien und Griechenland arbeiten. «Die Mutter von Eugen und Alex ruft jeden Abend an und kommt im Oster- und Weihnachtsurlaub immer auf Besuch, aber Florin hat seine Mutter nicht mehr gesehen, seit er zwei ist», sagt Großmutter Mariana.

Sie kümmert sich gerne um ihre Enkel, sagt die Großmutter und drückt die drei an sich. Außerdem könne sie ohne das Geld von ihren Töchtern aus dem Ausland nicht überleben. «Damit kaufe ich Kleidung und

Schulsachen für die Kinder. Mit dem, was überbleibt, haben wir das Dach repariert, eine Küche und ein Badezimmer gebaut und einen Ofen, eine Waschmaschine und einen Kühlschrank gekauft», erzählt Mariana und lacht.

Etwa ein Jahr bleiben die Jungen und Mädchen in der Betreuung von Andreescu – wenn notwendig, auch länger. «Erst wenn wir das Gefühl haben, dass es ihnen besser geht, geben wir den Platz einem neuen Kind. Dazu gehört, dass die Beziehungen zu anderen funktionieren, ihr emotionaler Zustand gut ist und dass das Umfeld zu Hause sich zum Positiven gewandelt hat», sagt der Sozialarbeiter. Dafür lädt er die Verwandten zu Aktivitäten ein. «Wir können die Kinder nicht ihr Leben lang begleiten, deswegen machen wir sie unabhängig und schaffen ein geeignetes Umfeld, damit die Unterstützung von zu Hause kommt.»

Großmutter Mariana nimmt ihre Enkel an die Hand, verabschiedet sich von Andreescu und geht mit den drei Jungen durch den Schulflur nach draußen: eine alte Frau mit drei Jungen. Ein Bild aus Rumänien. ■

service



Was tun, wenn ...

... ich Schulden habe?

Schuldnerberatung Wien

ist eine gemeinnützige Beratungsstelle, die kostenlose Beratung für in Wien wohnende Privatpersonen anbietet.
www.schuldnerberatung-wien.at

... die Delogierung droht?

MieterInnen-Initiative

kostenlose Beratung für Mieter_innen & wohnpolitische Initiativen
mieterinnen.org/wp

Fawos – Fachstelle für Wohnungssicherung

bietet Bewohner_innen von Privat-, Genossenschafts- und fremdverwalteten Gemeindewohnungen in Wien, die vom Verlust ihrer Wohnung bedroht sind, Beratung und Unterstützung.
www.volkshilfe-wien.at/wohnungslosenhilfe/fawos

... ich meine Wohnung verloren habe?

P7 – Wiener Service für Wohnungslose

wird von der Caritas betrieben und ist die zentrale Erstanlaufstelle für Wohnungslose in Wien. Sie bietet umfangreiche Informationen über Notschlafstellen, medizinische und soziale Hilfsdienste für Wohnungslose an.

4., Wiedner Gürtel 10
Tel.: (01) 892 33 89
www.caritas-wien.at/hilfe-angebote

Wiener Wohnungslosenhilfe

bietet Beratung und Betreuung wohnungsloser Menschen und stellt

passende Schlaf- und Wohnmöglichkeiten zur Verfügung.
Tel.: (01) 24 5 24
www.fsw.at/p/wohnungslosigkeit

Beratungszentrum Wohnungslosenhilfe des Fonds Soziales Wien (bzWO)

ist die Anlaufstelle für die Vergabe von betreuten Wohnplätzen für Frauen, Männer, Paare und Familien.
8., Lederergasse 25
Tel.: 05 05 379 66 430
www.fsw.at/p/wohnungslosigkeit

Nachtquartiere/ Akutunterbringung

Für eine Unterkunft in einem Nachtquartier ist eine Zuweisung durch P7 oder ein Tageszentrum erforderlich.
www.fsw.at/p/nachtquartiere

Schlafplätze für EU-Bürger_innen:

(ohne sozialrechtliche Ansprüche) werden vermittelt über die Sozial-u. Rückkehrberatung der Caritas
10., Triester Straße 33
Tel.: (01) 522 07 13

Tageszentren:

(mit Sozialarbeit und Verweisung an Notquartiere):

Gruft: 6., Barnabitenegasse 12a
Tel.: (01) 587 87 54

Das Stern: tgl. 8–18 Uhr, Do, 8–13 Uhr, 2., Darwingasse 29
Tel.: (01) 795 80 79 00

Josi: tgl. 9–18 Uhr, jeder erste Mi im Monat nur bis 14 Uhr
8., U-Bahn-Station Josefstädter Str.

Ester (nur für Frauen):
Mo, 9–14 Uhr, Di–So, 10–17 Uhr
6., Gumpendorfer Straße 64
Tel.: (01) 4000 59 295

FrauenWohnZimmer (nur für Frauen): Mo, Di, Do & Fr
11–16 Uhr
2., Springergasse 5
Tel.: (01) 971 80 07

... ich krank bin oder mich in einer schweren psychischen Krise befinde?

Louise-Bus: Medizinischer Betreuungsbus. Ambulante, mobile medizinische Erst- und Notversorgung der Caritas für obdachlose Menschen.
18., Lacknergasse 98
Tel.: (01) 479 23 94-21

AmberMed

Für unversicherte Personen
23., Oberlaaer Straße 300–306
Tel.: (01) 589 00 847
www.amber-med.at

neunerhaus Gesundheitszentrum:

Niederschwelliger Zugang zu ärztlicher und zahnmedizinischer Versorgung für wohnungslose Menschen.
5., Margaretenstrasse 166
Tel.: (01) 990 09 09 500
www.neunerhaus.at

Psychosozialer Dienst: Psychiatrische Soforthilfe rund um die Uhr als Not- und Krisendienst.
Tel.: (01) 31 330
www.psd-wien.at

Kriseninterventionszentrum: Bewältigung von akuten psychosozialen Krisen und Krisen mit hohem Suizidrisiko und/oder bei drohender Gewalt.
Tel.: (01) 406 95 95
www.kriseninterventionszentrum.at

... ich Rechtsberatung brauche?

Solidaritätsgruppe

Kostenlose Rechtsberatung jeden ersten Dienstag im Monat um 18 Uhr
1., Schottengasse 3A/1/4/59
Tel.: 0699 112 25 867
www.solidaritaetsgruppe.org

Erstberatung: Die Beratungsstellen der Rechtsanwaltskammer Wien bieten eine erste kostenlose Rechtsberatung an.
www.rakwien.at

... ich Sachen spenden will?

Kostnixladen Wien
Geben und nehmen statt kaufen und verkaufen!
5., Zentagasse 26
kostnixladen.at

Die Schenke
8., Pfeilgasse 33
Do, 16–20 Uhr
dieschenke.wordpress.com

Carla Wien
5., Mittersteig 10
Tel.: (01) 505 96 37
www.carla-wien.at

Es ist nicht egal, in wessen Eigentum sich unsere Plätze befinden

Ein «Höhenpark» als neuer «Freiraum»?

IMMO
AKTUELL

Der Immobilienentwickler 6B47 nimmt sich den Franz-Josefs-Bahnhof vor. Von neuem «öffentlichen Raum» ist die Rede. Doch wie «öffentlich» ist ein Park, wenn er von einem millionenschweren Investmentunternehmen errichtet und betrieben werden soll, fragt sich **Christian Bunke**.

Bekanntlich stehen im Alsergrund diverse kleinere, bescheidene Immobilien leer. So zum Beispiel das ehemalige WU-Gelände bei der Spittelau, oder die ehemalige Bank-Austria-Zentrale über dem Franz-Josefs-Bahnhof. Leerstand und Innenbezirk, das geht zusammen wie Haus und Feuer. Im März 2017 wurde für das Gelände von der Stadtentwicklungskommission der Stadt Wien ein «lokales städtebauliches Leitbild Althangrund» einstimmig beschlossen.

Bezüglich der ehemaligen Bank-Austria-Zentrale heißt es dort: «Das Bürogebäude am Julius-Tandler-Platz wird generalsaniert und architektonisch einer Renovierung unterzogen. (...) Mit dieser Auffrischung soll auch eine Aufwertung des Julius-Tandler-Platzes verbunden werden. (...) Durch eine Verlagerung des Bauvolumens in Hochhäuser können weite Teile der Überplattung des Bahnhofs für den Hochpark freigeräumt und deutlich mehr Freifläche für die Bevölkerung gewonnen werden.»

Das Reizwort «Hochhaus» mobilisierte eine Bürger_inneninitiative. «Der jetzige Bau ist schon 40 Meter hoch,» sagt deren Sprecher Johannes Lutz gegenüber dem AUGUSTIN. «Mit dem existierenden Leitbild wäre eine Höhe von bis zu 126 Metern möglich. Das ist so hoch wie der Turm von der Müllverbrennungsanlage Spittelau. So ein Hochhaus in einem Innenbezirk würde auch auf die benachbarten Bezirke ausstrahlen und könnte Signalwirkung für ähnliche Projekte dieser Art haben.»

«Freiräume». Am 14. Juni wurde der Sieger eines zweistufigen Architekturwettbewerbes vorgestellt, an dem sich 30 Architekturbüros beteiligt hatten. Tatsächlich haben viele von ihnen mit der Vision von Wohntürmen gearbeitet. Das Siegerprojekt geht jedoch einen etwas anderen, weniger himmelwärts

strebenden Weg. Auf 150.000 Quadratmetern soll ein 58 Meter hohes «terrassiertes» Gebäude entstehen. Es soll einer Mischnutzung dienen. Geplant sind demnach «Büros, Hotel, Wohnen, Kurzzeitwohnen für Studierende, Nahversorger und Dienstleister».

In dieses Projekt soll ein 7000 Quadratmeter großer, sogenannter «Hochpark» integriert werden. Er soll laut Infobroschüre des Bauträgers für Bewohner_innen und Anrainer_innen zugänglich sein. Thomas Madreiter, Planungsleiter der Stadt Wien, sprach auf der Projektvorstellung von «Freiräumen», die durch diesen Hochpark geschaffen werden sollen. Und auch Peter Ulm, Vorstandsvorsitzender des Immobilienkonzerns 6B47, sprach in wehevollen Tönen von der Bedeutung des hier entstehenden «öffentlichen Raumes».

Öffentlich oder nicht-öffentlich? Der so öffentlich vermutlich aber gar nicht sein wird. Denn der Stadt Wien, also der Allgemeinheit, gehört kein einziger Bestandteil des Projektgebietes. Befragt zu den Eigentümerstrukturen des Hochparks sagte Madreiter: «Das muss sich erst noch zeigen. Ich tendiere aber stark dazu, dass die Investoren die Eigentümer des Parks sein sollen. Es wird den Nutzerinnen

und Nutzern ja letztendlich auch ziemlich egal sein, wer dort für das Entfernen von Mist verantwortlich ist.»

Als Investorin für das Althan Quartier tritt die bereits erwähnte 6B47 Real Estate Investors AG auf. Diese ist laut Eigendarstellung ein durchaus größerer Fisch: «Die 6B47 Real Estate Investors AG gehört zu den führenden Immobilienentwicklern im deutschsprachigen Raum mit Büros in Wien, Düsseldorf und Warschau. Das Unternehmen entwickelt und verwertet Immobilienprojekte mit einem Wert von derzeit etwas mehr als 1,7 Milliarden Euro. (...) 6B47 konnte 2017 Neuprojekte im Wert von 460 Millionen Euro akquirieren.» Und das nicht nur in Wien, sondern auch Düsseldorf, Frankfurt, Zyndrama und Gliwice.

Gedankenspiel. Es ist wohl nicht untertrieben, dass der 6B47 jetzt auch ein sehr dominanter Teil des Alsergrundes gehört. Neben dem Projekt über dem Franz-Josefs-Bahnhof errichtet der Konzern auch den Althanpark auf dem Gelände der ehemaligen Postdirektion in der Nordbergstraße. Hier entstehen bis Ende dieses Jahres 237 Eigentumswohnungen. Apropos Wohnungen: Ein Teil der im Althan Quartier entstehenden Wohnungen soll «sozial gebunden» sein. Bislang kann aber keine_r der Projektverantwortlichen erklären, was genau damit gemeint sein soll.

Auch über den entstehenden «Freiraum», der, so ist zu vermuten, von Gastrobetrieben und Ladenzeilen eingerahmt sein wird, herrscht bislang reichlich Unklarheit. Hierzu ein kleines Gedankenspiel: Ein Tierschutzver-

ein möchte im Hochpark einen Informationsstand gegen das sich dort befindende Geschäft einer mit Tierpelzen handelnden Einzelhandelskette durchführen. Allein, es gibt keine Genehmigung. Denn im Gegensatz etwa zur Mariahilfer Straße ist der Park ein Privatgrundstück. Also ist Protest im «Freiraum» nicht möglich. Auch «unerwünschte» Personengruppen werden hier keine Freiheit finden. Unter anderem deshalb ist es nicht egal, in wessen Eigentum sich die Plätze in unseren Vierteln befinden. ■



GEHT'S MICH WAS AN?

Störfaktoren

In Wien, wie auch in anderen Städten, wird ständig ausgehandelt, wer zur urbanen Gesellschaft dazugehört und wer weniger willkommen ist, wer Zugang zu Ressourcen erhält und wer nicht. Ganz besonders deutlich zeigt sich dies im öffentlichen Raum. Öffentliche Orte bieten die einzig noch verbliebene Möglichkeit für ein Zusammenkommen unterschiedlichster Menschen und ihrer verschiedenen Lebensentwürfe. Besonders für Menschen, die von Armut betroffen sind, sind konsumfreie Räume daher besonders wichtig. Für bettelnde Frauen und Männer sind sie sogar existenziell. Sie sind darauf angewiesen, denn nur in der Öffentlichkeit können sie auf ihre Notlage aufmerksam machen und von Passant_innen Spenden erbeten.

Mit der neuen Stadtregierung wird dieser Raum für armutsbetroffene Menschen zunehmend eingeschränkt. Michael Ludwig erklärte deutlich, in einem kürzlich im *Standard* erschienenen Interview, dass er gegen die «Verfestigung einer Szene Obdachloser und Alkoholiker» ist.

Unter dem «Deckmantel» des «subjektiven Sicherheitsgefühls» werden daher missliebige Menschen brutal vertrieben, nicht nur durch die Polizei oder Sicherheitsdienste, sondern auch durch Verordnungen wie das jüngste Alkoholverbot am Praterstern. Für ein optimales Standortmarketing in einer durchkommerzialisierteren Stadt sind die Marginalisierten der Gesellschaft nur noch ein Störfaktor.

In Einsatzteams bestehend aus zwei Polizeibeamt_innen und zwei Schnellrichter_innen werden bettelnde Menschen nach dem Wiener Landessicherheitsgesetz, dem Eisenbahngesetz, der Eisenbahnschutzvorschrift und der Straßenverkehrsordnung beamtshandelt. Begehen sie eine Verwaltungsübertretung, werden sie sofort bestraft, manche sogar festgenommen. Dass die Verwaltung gleichzeitig als Anklägerin und Richterin in einer Person einsperren darf, ist einzigartig in Europa. Das Büro für Sofortmaßnahmen brüstet sich damit, «rasch und effizient» abzustrafen, um «eine nachhaltige Verbesserung der Situation zu bewirken». Die Frage ist, welche Situation für wen verbessert wird? Bettler_innen werden in Wien als sicherheitspolizeilicher Faktor behandelt, ihre Armut nicht anerkannt, soziale Unterstützungsangebote bleiben ihnen als sogenannten «Nichtanspruchsberechtigten» verwehrt.

Zum Glück gibt es immer noch zahlreiche Passant_innen, die sich nicht von den Zerrbildern sogenannter «Bettelbanden» täuschen lassen. Mit zunehmender Repression steigt auch die Solidarität mit armutsbetroffenen Menschen. Immer mehr Frauen und Männer melden sich auf der Hotline der BettelLobby Wien, um zu erfahren, wie sie Betroffene unterstützen können. Meldet auch ihr euch bei uns unter der Nummer 0 660 348 28 26.

Mit zunehmender Repression steigt auch die Solidarität

Annika Rauchberger BettelLobby Wien

Die Zeitschrift *Frauen*solidarität* braucht dringend Unterstützung
Ein Frauenministerium gegen Frauen

«Nach jahrzehntelanger durchgängiger Unterstützung gibt es vom Frauenministerium kein Geld mehr für die einzige feministisch-entwicklungspolitische Zeitschrift im deutschsprachigen Raum.» Bäm! Diese schlechte Nachricht liest man derzeit auf der Homepage der Zeitschrift *Frauen*solidarität*. Seit 1982 wird die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift vom gleichnamigen Verein herausgegeben, gegründet von einer Gruppe entwicklungspolitisch engagierter Frauen. Es geht um nichts weniger als um globale

Machtverhältnisse, um Bildungsarbeit bezüglich Frauen aus Asien, Afrika und Lateinamerika und um den Kampf gegen Sexismus, Rassismus und Homophobie. Mehr als 25 Jahre sollten also eigentlich ein Grund zum Feiern sein, aber zu feiern gibt es unter der aktuellen Regierung nichts. Einer derart wichtigen Publikation das Geld wegzunehmen passt gut ins Bild, wurde doch gerade eben auch der sogenannte Grundsatzterlass zum Unterrichtsprinzip «Erziehung zur Gleichstellung von Frauen und Männern» aufgehoben, der seit 1995 besteht. Na eh, wer braucht das schon? Nun, wir alle! Darum ist es umso notwendiger, Initiativen wie der *Frauen*solidarität* nun unsere Solidarität zu zeigen. Das aktuelle Heft (Nr. 144) trägt den Titel *Trans Rights Are Human Rights* und beschäftigt sich mit globaler Geschlechtervielfalt. Zu bestellen direkt übers Web um 5 Euro, noch bequemer ist natürlich ein Abo: Nur 15 Euro für ein Jahr. Aktuell sucht der Verein jedoch noch 350 Soli-Abos oder Spenden zu 50 Euro, um 2018 die Zeitschrift erhalten zu können. Alle Infos dazu sowie die Kontaktdaten finden sich auf der Homepage www.frauensolidaritaet.org. Die Arbeit der *Frauen*solidarität* hört noch dazu nicht mit der Zeitschrift auf: Mit der Sendung *Globale Dialoge* wird einmal wöchentlich Radio gemacht (Radio Orange 94.0, Di, 13–14 Uhr), in der Sensengasse 3 wird die C3-Bibliothek für Entwicklungspolitik betrieben, und es werden jede Menge Projekte veranstaltet. In diesem Sinne: Auf viele weitere Soli-Jahre mit vielen Soli-Abos!

RW



Die Antwort auf **SCHWARZ/BLAU:**
„Solidarität mit den Schwächsten“
RA Dr. Thomas Prader.

TRICKY DICKYS SKIZZENBLÄTTER



NEUES VON FRAU GSCHISTIBOHAUVITSCHKE

Bügeln

Nein, sage ich, Blusen kommen in meinem Kleiderkasten so gut wie nicht vor. Die sind mir zu aufwendig zu bügeln. Ach, fragt meine Nachbarin, du bügelst noch? Und bemüht sich, ihre Augenbraue nicht hochzuziehen. Ich wiederum bemühe mich, meinen Blick auf ihrem Gesicht zu lassen und nicht ihre aufgezugene Panier zu mustern. Jersey, körperbetont geschnitten, stelle ich aus dem Augenwinkel fest.

Es wird wohl Zeit für ein Outing: Ja, ich bügle den Großteil meiner Kleidung. Nicht mit einer High-End-Profi-Dampfstation, sondern mit dem abgelegten Oldtimer meiner Mutter. Aber immerhin: Das gute Stück bringt den Großteil der vorhandenen Falten weg. Und einige neue hinein, weil ich nicht die Büglerin an sich bin. Das nehme ich hin.

Plötzlich wird mir bewusst, dass ich keine Ahnung habe, wie andere Zeitgenoss_innen ihr Outfit behandeln und in Wien herumlaufen. Das gedenke ich zu ändern.

Ich öffne also die Augen und führe bei meinen Wegen durch Wien eine höchst private und nicht repräsentative Feldstudie durch. Die ich nach einem halben Tag wieder abbreche, weil die Umwelt meinen mustern den Blicken nicht ausschließlich mit Nonchalance begegnet.

Das Ergebnis ist ernüchternd: Ich bin, zusammen mit meinem Bügeleisen, offensichtlich wirklich ein Fossil. Die überwiegende

Mehrheit der Damen trägt bügelfrei. Zum Teil Jerseygestrick, zum Teil Kunstfasergewebe, bei dessen Anblick allein ich schon zu transpirieren beginne. Für Kinder gilt dasselbe: Bügelfalten in Kindergröße sind die Ausnahme.

Bei den Herren ist die Situation heterogen. Von ungebügelten T-Shirts über ebensolche Hemden bis zu blütenweißen, korrekt gebügelten Teilen ist alles zu sehen. Da habe ich mich gefragt: Tragen die gebügelten Herren ihre Hemden in die Wäscherei? Oder trägt deren Frau bügelfrei, damit sie die Zeit erübrigen kann, die Hemden ihres Gemahls zu glätten?

Bei meinen Beobachtungen fällt mir auf, dass ich es schwierig finde wahrzunehmen, ob die mir Begegnenden Falten tragen oder nicht. Was hoffentlich den Umkehrschluss zulässt: dass es meinen Mitmenschen ebenfalls völlig egal ist, wie ich daherkomme. Trotzdem werde ich weiterhin bügeln. Ich kann nicht anders.

Bügeln Sie? Begrüßen Sie die Welt mit bügelfreiem Gewand? Bügelt jemand für Sie? Oder tragen Sie Ihre ungebügelten Teile mit Stolz und Selbstbewusstsein durch die Stadt? Vielleicht hat Sie ja unlängst eine fremde ältere Frau angestarrt. Nehmen Sie es gelassen: Das war ich. Sie sind möglicherweise Teilnehmer_in meiner Feldstudie geworden.

Christa Neubauer

VOLLE KONZENTRATION

St. Gabriel soll bleiben

Anfang Juni hat der niederösterreichische Landesrat für «Integration» Gottfried Waldhäusl (FPÖ) die Schließung der Flüchtlingsunterkunft St. Gabriel (Mödling) veranlasst. Bislang waren in der Unterkunft 110 Bewohner_innen untergebracht, davon 24 unbegleitete minderjährige Geflüchtete und 37 körperlich oder psychisch erkrankte Erwachsene mit ihren 47 Angehörigen. Waldhäusls Entscheidung stieß nicht nur unter Expert_innen und bei der Caritas, die als Trägerin fungiert, sondern auch im Ort selbst auf Kritik. Am 13. Juni demonstrierten über 300 Menschen in St. Gabriel gegen die Schließung der Unterkunft und die Verbringung der vielfach schwer traumatisierten Bewohner_innen in alternative Einrichtungen ohne angemessene Versorgung. Die Petitionsplattform #aufstehen hat eine Online-Petition für den Erhalt der Flüchtlingsunterkunft gestartet.

www.mein.aufstehen.at/petitions/fluechtlingsunterkunft-st-gabriel-soll-bleiben

Menschen schützen

Seit Anfang der 1990er Jahre treiben sämtliche Regierungen, auch solche unter Beteiligung der SPÖ, die Aushöhlung des Asylrechts voran – und die jährliche Zahl der Abschiebungen in die Höhe. Die Neuauflage von Schwarz-Blau, no na, beschleunigt diese Entwicklung noch einmal. Immer härter und oftmals unter Missachtung von Asylgründen wird unter Innenminister Kickl munter abgeschoben – nicht zuletzt in eine ganze Reihe von Krisenländern, allen voran nach Afghanistan. Dagegen macht die Plattform für eine menschliche Asylpolitik am 20. Juni mobil. Unter dem Motto «Menschenleben schützen! Für eine menschliche Asylpolitik» demonstriert man am Weltflüchtlingstag für ein Ende der Abschiebungen in Kriegsgebiete. Start ist um 18 Uhr am Hauptbahnhof.

www.menschliche-asylpolitik.at

Acht Stunden sind genug

Unmittelbar nach dem Ende des diesjährigen ÖGB-Bundeskongresses verkündete die Bundesregierung die Einigung auf ein Gesetz zur weiteren Arbeitszeitflexibilisierung – inklusive einer Ausweitung der täglichen Arbeitszeit auf zwölf Stunden. Der frisch gewählte ÖGB-Präsident Wolfgang Katzian reagierte darauf noch am Tag seiner Wahl vielsagend: «Regierung macht 12 Stunden Tag von der Ausnahme zur Regel - das riecht nach Wickel», so Katzian am 14. Juni auf Twitter. Am selben Abend kündigte er in der *ZiB 2* dann umfassende gewerkschaftliche Maßnahmen gegen den «größten Angriff auf Arbeitnehmerinnen seit Jahrzehnten» an. So viel ist sicher: Auf die publizistische Unterstützung der ersten österreichischen Boulevardzeitung kann der ÖGB im Falle eines Generalstreiks zählen.

www.oegb.at

DANNEBERGPREDIGT

Atemberaubend schön

Wenn im Waldviertel zur Sonnenwendzeit der blutrote Ball am Horizont versinkt, halte ich den Atem an. Wie schön! Seit das Frühjahr heuer mit durchgehend tropischen Temperaturen zum Hochsommer avancierte, gesellt sich zum Sonnenuntergang das beängstigende Gefühl einer umwelttickenden Bombe. So lange unheimlich schönes Wetter und so viele regionale Unwetter! Ist das normal? Der Nachhaltigkeitsspezialist Fred Luks meinte in einem ORF-Interview, der Ausnahmezustand werde zur Regel, es gebe kein Bewusstsein für die Bedrohung. Wir wissen es, wollen es aber nicht glauben.

Auch Politik und Wirtschaft machen das so. Zum Beispiel im Waldviertel. Dort wird von den im Landtag vertretenen Parteien mit Ausnahme der Grünen das Projekt Waldviertelautobahn – in der Landtagsvorlage heißt es «Errichtung einer Europaspange zur Anbindung des Wald- und Weinviertels an die mitteleuropäischen Wirtschaftszentren» – befürwortet. Das Verkehrs- und Regionalforum Waldviertel www.verkehrsforumw4.at widerlegte bei seiner Zusammenkunft

Wir wissen es, wollen es aber nicht glauben

am 1. Juni in Schwarzenau die scheinheiligen Argumente: Eine Autobahn erspart den Waldviertler_innen weder Geld noch Reisezeit, sondern bringt LKW-Transitverkehr, Lärm

und Umweltbelastung und vernichtet dauerhaft 2.000 Hektar wertvoller Agrarfläche. Die Nordwesteinfahrt von Wien kann zusätzlichen Verkehr nicht mehr aufnehmen und die durch Schnelfahren gewonnene Zeit geht im Stau wieder verloren. Der Beschäftigungseffekt ist beim Autobahnbau niedriger als bei fast allen anderen Arten um dasselbe Steuergeld. Nach einem Autobahnbau gehen Arbeitsplätze verloren (untersucht in der Schweiz, im Südburgenland und dem Lungau). Viele kleine und mittlere heimische Handwerks- und Gewerbebetriebe werden dem steigenden Konkurrenzdruck von Konzernen zum Opfer fallen. Die Milliarden, die eine Autobahn kostet, können im Waldviertel für Bildung, Klimaschutz, Energieautarkie, schnelle Bahnanbindung, Datenautobahn und Förderung von Gewerbe und Landwirtschaft viel besser eingesetzt werden.

Das Waldviertel wird uns die Umweltsünde der Beton-Transitpisten doppelt heimzahlen – mit atemberaubender Luft und existenzbedrohenden Naturkatastrophen. Wir wissen es und glauben es nicht.

Bärbel Danneberg

Ein neuer Sammelband diskutiert das Leben in der Stadt

Teilhabe oder Ausgrenzung

Auch wenn es früher hieß «Stadtluft macht frei», bedeutet das nicht unbedingt, dass für alle hier Lebenden die gleichen Rechte gelten. Der Sammelband *Stadt für alle* diskutiert die Lebensbedingungen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen.

Ein großer Teil der Beiträge ist defensiv angelegt. Sie behandeln *Racial Profiling*, die spezielle Behandlung und Kontrolle von rassistisch bewerteten und auffälligen Personen durch die Polizei, den sozialen Wohnbau der Stadt, der auch nicht das ist, was er sein sollte. Erst seit 2006 werden bei der Wohnungssuche «Ausländer_innen» berücksichtigt, aber auch als nicht normal angesehene Lebensformen wirken als Ausschließungsgrund. Durch das Lernprojekt PROSA lernen wir von der Ausgrenzung durch Sprache, beim Erlernen der Sprache und schließlich die weitere Diskriminierung trotz der Sprachkenntnisse. Weitere Themen sind Sexarbeit und Betteln, die von einer gewissen Sichtbarkeit im öffentlichen Raum abhängig sind und zuletzt die Einschränkung der Freiräume von Kindern und Jugendlichen.

Aufs Erste erscheint als Strategie nur das Aufzeigen der entsprechenden Probleme und Bedingungen. Doch es werden auch Alternativen aufgezeigt. So das Konzept einer *Stadtbürger_innenschaft*, mit Beispielen aus einigen nordamerikanischen Städten, die die Rechte der Menschen unabhängig von ihrer

Nationalität sichern. Und es geht um die Selbstorganisation der Betroffenen. Auch das Problem, dass durch die Rechtlosigkeit die Gefahr der Abhängigkeit besteht, wird angesprochen: Österreicher_innen sprechen für die anderen.

Während es sonst nur um Handlungs(un)möglichkeiten geht, wird in dem Beitrag, in dem der öffentliche Raum für Kinder und Jugendliche verhandelt wird, die Struktur der Gesellschaft in der Stadt und ihre Veränderbarkeit angesprochen, etwa durch die Kommunikation mit Nachbar_innen.

Dieses Buch bietet eine empfehlenswerte Textsammlung zur Situation in Wien und in anderen Städten und macht auf die zunehmenden Einschränkungen im städtischen Raum für Marginalisierte und wirtschaftlich Benachteiligte im weitesten Sinne aufmerksam.

Robert Foltin



Heidrun Aigner, Sarah Kumnick (Hg): Stadt für alle! Analysen und Aneignungen Mandelbaum 2018 260 Seiten, 17 Euro

BEGINN 1. OKTOBER JETZT ANMELDEN!

„Da kann man nichts machen, ist der gottloseste aller Sätze“

Dorothee Sölle

Vom Bewusstsein zum transformativen Handeln
Lehrgang „Soziale Verantwortung“ 2018 – 2020

www.ksoe.at, +43 1 310 51 59

ksoe

1	2		3	4		5		6	7	
			8			9		10		
11		12			13			14		15
16				17		18				
				19	20					
21		22	23					24		
	25							26	27	
28							29		30	
31						32				33
34								35		
36					37			38		
39			40							

Einsendungen (müssen bis 9. 7. 18 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN, oder verein@augustin.or.at
Um Preise versenden zu können, benötigen wir Ihren vollständigen Namen und Ihre Anschrift.

WAAGRECHT: 1. ziemlich gewitzt und schlau (ist der, der sich zu helfen weiß) 8. oft ist das Wochenende – wie hier – zu kurz 9. Ausruf drückt Erstaunen aus 10. liegt im Jemen 11. selten liegt die Brille dort, wenn frau sie sucht 13. nicht nur musikalisch heißt es einstimmig 16. der längste und wasserreichste Fluss Europas 18. sie sind sozusagen der Endzustand einer Wundheilung 19. er verschafft Klärung darüber, wie gut Mann noch hört 21. Vorname jener amerikanischen Schauspielerin, die als Lara Croft berühmt wurde 24. Nicht in Ordnung! 25. grätenfrei und küchenfertig sind die Fischstücke 27. vor der EU und nach der EWG 28. die Achse eines Wagens 31. wichtiger Teil einer Choreografie 32. alte geben fette Suppen, haben aber zähes Fleisch 34. auch im Islam gibt es nur einen Gott 35. französisch der Vielfraß 36. eine genetisch identische Kopie 37. macht Ferien aus dem Laub 38. Kinderlied. ..., ..., ..., wir machen einen Kreis 39. Frau Karls (ehemalige Staatssekretärin für Frauenfragen) Initialen 40. er ist der häufigste Falke in Mitteleuropa

SENKRECHT: 2. die meisten passieren auf Landstraßen, oft ist übermäßiger Alkoholgenuß Ursache 3. drum prüfe, wer sich so (lange) bindet 4. steht für zurück und wieder 5. Vorname der Tochter des Kommissars Brunetti (Donna Leon) 6. steirische Stadt hat lange Tradition im Berg- und Hüttenwesen 7. Störung des Gedächtnisses: Frau kann sich nicht erinnern 11. das Ende von (der Ära) Breschnew 12. ziemlich kurz für eine unabhängige Liste 14. Schule für Rundfunktechnik, abg. 15. die Entwicklung eines einzelnen Organismus 17. schon die Neandertaler schufen sich aus Knochen diese einfachen Werkzeuge 20. ordentlich im Tale arbeiten, nur anfänglich betrachtet 22. die deutlich ältere Frau finanziert ihn, den jüngeren Liebhaber 23. sehr modisch und vornehm und kultiviert 26. so heißt des Alfons in Spanien, hier aufwärts 28. alt oder beschädigt, auf jeden Fall unbrauchbar das Fahrzeug 29. unhöflicher Anruf 30. wenn sie reisen, wird sich das Wetter weisen – der Himmel lacht 33. der Erich kommt aus Skandinavien 37. Kreuzworträtselauerohse

Lösung für Heft 460: DUNKELZIFFER
Gewonnen hat Isabella Lehner, 1050 Wien

W: 1 ABLENDLICHT 12 REISEFUEHRER 13 HENDL 14 NIE 15 RE 16 AFD 17 LEKTORAT 19 ETA 21 ELMAU 23 UL 24 LUST 26 SCHWARZ 29 ARG 30 CHINESIN 31 EEH 32 HAM 33 RUF 34 EIBE 35 UC 37 PFEFFER 39 THERAPEUT 41 RA 42 GUERRA
S: 1 ARHAT 2 BEEF 3 BINDE 4 LSD 5 EELLA 6 NF 7 LEITL 8 IHEOMLA 9 CR 10 HE-RAUSGEBER 11 TRET 18 RAUREIF 20 TOWN 22 SCHACH 23 URSUPPE 25 THE- RAN 26 SCHUTZ 27 HIM 28 AER 34 EFTA 36 ARG 38 EUR 40 AU

DESPERADO-SCHACH von Häm und Bernleitner

Eine der ältesten Eröffnungsfälle der Welt kommt schon in den Traktaten zu Beginn des 16. Jahrhunderts vor. Erstaunlich, dass Ende des 19. Jahrhunderts ein Weltklassenspieler noch immer darauf hereinflie, noch erstaunlicher aber, dass ein weiterer prominenter Großmeister wieder mehr als hundert Jahre später diese Falle offenbar ebenfalls nicht kannte.

Blackburne – Teichmann
London 1893

1.e4 e5 2.Sf3 Sc6 3.Lc4 Sf6 4.Sg5 Laut Siebert Tarrasch ein «Stümperzug» im Zweispringerspiel. Vielleicht, aber nur wenn der Gegner in diesem minotaurischen Labyrinth immer die richtige Antwort findet. 4... d5 5.exd5 Sxd5?! Das ist schon eher ein Fehler. Nach diesem selbstverständlichen Zug können sich die weißen Kräfte rasch und unwiderstehlich entfalten. Heute wissen wir, dass man mit 5... Sa5 6.Lb5+ c6 oder sogar 5... b5!? einen Bauern opfern und den Läufer

befragen sollte. 6.d4 Öffnet sofort die Stellung, obwohl auch hier das Springeropfer schon sehr wirkungsvoll war: 6.Sxf7!! Kxf7 7.Df3+ Ke6 8.Sc3 Sce7 9.d4! mit starkem Angriff. 6... exd4?! Danach geht es rasch bergab. Viel besser ist 6... Le7 7.dxe5 Lxg5 8.Lxd5 Lxc1 und Schwarz steht nur minimal schlechter. 7.0-0 Le6 8.Te1 Dd7

Siehe Diagramm

9.Sxf7!! Ein tolles Opfer von Black Death. Unglaublich, dass mehr als hundert Jahre später der bekannte norwegische Großmeister Simen Agdestein dieses entscheidende Opfer nicht fand und 9.c3? 0-0-0 10.Sxe6 fxe6 11.cxd4 Lb4 12.Ld2 Lxd2 13.Dxd2 mit späterem Remis zog (Agdestein – Forsaa, Tromsø 2001). 9... Kxf7 Falls 9... Dxf7, so einfach 10.Lxd5 und die Bastionen fallen. 10.Df3+ Kg8 Wenn 10... Sf6 11.Lxe6+. 11.Txe6! Zerstört den schwarzen Lebensnerv. 11... Td8 Was sonst? 11... Sce7 scheidert an 12.Txe7 und 11... Dxe6?? an 12.Dxd5. 12.Te4 Sa5? Danach



ist der Ofen endgültig aus. Schwarz brauchte unbedingt ein Luftloch für den König und musste 12... h6 ziehen. 13.Te8! Blackburne at his best! Nach 13... Dxe8 14.Lxd5+ Txd5 15.Dxd5+ Df7 16.Dxa5 hat Schwarz eine Figur eingebüßt und auf 13... Txe8 folgt 14.Dxd5+ mit Matt in drei Zügen, deshalb schon 1:0



Gschäftl-Report (3. Folge)

Wäsche und Mode

Der Familienbetrieb Libert ist einer der letzten Textileinzelhändler Meidlings. Das Ambiente wird dabei nicht nur von den Kund_innen geschätzt – manche kommen seit 50 Jahren –, sondern auch von der Belegschaft. Text: **Arthur Fürnhammer**, Fotos: **Mario Lang**

Es gibt wahrlich schlechtere Beschreibungen für ein Arbeitsklima. «Hier ist es wie in einer Familie», meint die Verkäuferin Sylvia Franz und spielt damit auf die enge Bindung der Mitarbeiterinnen untereinander und auf die zu ihrer Chefin an. Die berufliche Karriere von Frau Franz ist nach heutigen Maßstäben unspektakulär und außergewöhnlich zugleich: Sie hat ihr gesamtes Arbeitsleben bei ein und demselben Arbeitgeber verbracht. Als Lehrlinchen hat Franz im Alter von 15 Jahren beim Textilfachgeschäft Libert in der Schönbrunner Straße 259 angefangen. Nach zehn Jahren legte sie eine Babypause ein, und als sie weitere zehn Jahre später wieder zurückkam, war es «wie nach einem längeren

Urlaub», erinnert sie sich. «Alles war an seinem Platz, herrlich.» Auch die letzten 25 Jahre hat sich nicht wirklich viel verändert. Bis auf die Chefin. Vor 22 Jahren übernahm Marlies Aigner den Familienbetrieb von ihrer Mutter und führt diesen nun in dritter Generation. Sylvia Franz arbeitet in einem der letzten Modegeschäfte rund um die Meidlinger Hauptstraße. Zwei andere Textileinzelhändler sperrten vor wenigen Jahren zu, weil die Besitzer in Pension gingen und keine Nachfolger_innen fanden.

Wenn jemand sein gesamtes Arbeitsleben an ein und demselben Arbeitsplatz verbracht hat, kann man wohl von einem idealtypischen Arbeitsverhältnis sprechen. Und man sollte meinen, dass Betriebe, die das

dafür nötige Arbeitsumfeld ermöglichen, honoriert werden und florieren. Doch die Zufriedenheit einer Arbeitnehmerin ist in der Regel keine Kategorie, die vom Markt belohnt wird. Was hingegen vom Markt belohnt wird: qualitätslose Billigware aus Übersee, unqualifizierte Mitarbeiter_innen und Produktion großer Stückzahlen zwecks Maximierung des Profits. Wer da nicht mitgehen will und stattdessen auf Qualitätsware und erfahrene Mitarbeiter_innen setzt, muss sich eine Nische suchen. Und eine Nische hat auch die Firma Libert gefunden, und zwar in der Ausrichtung auf ein älteres Kundensegment. Der Altersschnitt liegt zwischen 60 und 70 Jahren. Der Großteil davon sind Frauen. Männliche Kunden sind rar. Nicht selten kauft die Dame für den Mann mit ein.

Nichts für Außenstehende. Gegründet wurde das Geschäft im Jahr 1933 von Otto Libert, dem Großvater Marlies Aigners. Bis auf eine Unterbrechung während des Zweiten Weltkriegs ist

das Geschäft ununterbrochen in Familienbesitz. Marlies Aigner hat BWL studiert und schon während des Studiums im Betrieb und auch bei einem Steuerberater gearbeitet. Seit sie vor 22 Jahren als Chefin eingestiegen ist, erledigt sie sowohl Buchhaltung als auch Steuerangelegenheiten selbst. Dass dadurch Kosten wegfallen, kommt ihr nicht ungelegen. Aigner: «Man kann in so einem Geschäft nicht sehr viel Geld verdienen, ich sag's ganz ehrlich.» Das sei auch der Grund, warum die zwei anderen Geschäfte auf der Meidlinger Hauptstraße keine Nachfolger gefunden hätten. Ein Außenstehender tue sich das nicht mehr an.

Verkauft hat ihr Großvater einst ausschließlich Wäsche. Heute umfasst das Sortiment offiziell «Wäsche und Mode». Irgendwann kam also auch die Oberbekleidung dazu. Gemeinhin wird mit Wäsche ja nur das bezeichnet, was zwischen Haut und Oberbekleidung getragen wird – obwohl sich das Wort «Wäsche» eindeutig vom Verb «waschen» ableitet und auch die Oberbekleidung in der Regel gewaschen wird, wenn auch von manchen vielleicht weniger oft. Auf Nachfrage erklärt Frau Aigner, dass Wäsche in Tag- und Nachtwäsche unterteilt wird. Mit Tagwäsche ist alles gemeint, was untertags an Unterwäsche getragen wird, wie Unterhosen, BHs, Slips usw. Zur Nachtwäsche wiederum gehören Pyjamas, Nachthemden und Ähnliches. Was die Oberbekleidung anbelangt, so ist das Sortiment bei Otto Libert auf Alltagskleidung ausgerichtet. Es gibt daher kaum «Anlassmode», wie Abendroben oder Hochzeitskleider, und keine Funktionskleidung wie Sportmode.

«Libert Wäsche», so der ursprüngliche Name des Geschäfts, liegt unweit der Meidlinger Hauptstraße im Gebäude des Magistratischen Bezirksamtes. Wie die meisten Bezirksämter Wiens verfügt auch jenes von Meidling über eine repräsentative Gründerzeitfassade. Als besonders stilvoll fällt dabei die in Originalsubstanz erhaltene dunkelgrüne Holzvertäfelung ins Auge, mit der die Geschäftslokale beiderseits des Eingangs, und damit auch jenes von Libert, eingefasst sind.

Konservative Öffnungszeiten. Das Interieur des aus einem einzigen großen Raum bestehenden Geschäftslokals könnte man als unmodern bezeichnen, was aber kein Nachteil ist, da viele moderne Geschäftslokale heute gesichtslos sind. Das Geschäftslokal der Firma Libert ist aber alles andere als gesichtslos. Natürlich nagt der Zahn der Zeit hier und da am Mobiliar. Dafür fühlt man sich ein wenig in die sechziger Jahre zurückversetzt. Etwa beim Betrachten der im Männerbereich



vorhandenen, teils verglasten Schaukästen mit den herausziehbaren Ladenelementen, in denen zum Beispiel Socken oder Krawatten aufbewahrt werden.

Auch bei den Öffnungszeiten ist man konservativ, und zwar ganz bewusst. Geöffnet ist das Geschäft von 8.30 bis 18 Uhr und samstags von 9 bis 13 Uhr. Am Abend und auch am Samstagnachmittag nicht länger geöffnet zu haben, war eine bewusste Entscheidung der Chefin zwischen etwas mehr Umsatz und deutlich weniger Lebensqualität. Aigner hätte es nicht übers Herz gebracht, gleich zwei Mitarbeiterinnen am Nachmittag arbeiten zu lassen. Nachdem sie sich daher gemeinsam mit einer Mitarbeiterin jeden Samstag selbst ins Geschäft gestellt hat, empfand sie das bald als zu starke Einschränkung ihrer Freizeit. Weshalb die Tür an Samstagnachmittagen irgendwann zublief.

Bewusst keinen Webshop. Ein anderer Trend, der bewusst ignoriert wird, ist der Online-Handel. Zwar gibt es einen Internetauftritt, entgegen allen Ermutigungen der Wirtschaftskammer, um doch «auf den Zug aufzuspringen» und «mit der Zeit zu gehen», aber keinen Webshop. Aigner weiß, dass bei manchen von ihren älteren Stammkunden das Interesse am Online-Einkauf gestiegen ist. Der Großteil aber würde auf die persönliche Beratung nicht verzichten wollen. Anderen ist es schlichtweg zu mühsam, bei Nichtgefallen die Retourware zur Post zu bringen. Das Hauptargument bleibt die persönliche Beratung. Da es sich um langjährige Mitarbeiterinnen handelt, wissen diese bestens über Geschmack, Vorlieben und Größen ihrer Stammkund_innen Bescheid. Viele Kund_innen, meint Aigner, seien außerdem einsam und schätzten

auch aus diesem Grund den persönlichen Kundenkontakt. Aigners Mitarbeiterinnen wüssten daher nicht nur über die Modewünsche der Kundschaft bestens Bescheid, sondern auch über deren Krankengeschichten.

Die Krankengeschichten werden auch deshalb erzählt, weil man als Stammkunde darauf vertrauen kann, dass das Verkaufspersonal auch beim nächsten Einkauf noch das gleiche ist und so ein Vertrauensverhältnis aufgebaut werden kann. Nicht ohne Stolz weist Aigner darauf hin, dass in ihrem Betrieb niemand aus einem anderen Grund aufgehört hat, als in Pension zu gehen. Genau das könnte auch Frau Franz nächstes Jahr tun. Sie wird aber vielleicht noch ein, zwei Jahre anhängen, weil ihr die Arbeit Spaß macht.

Erst kürzlich hat eine neue Mitarbeiterin angefangen, weil eine andere in Pension gegangen ist. Zum ersten Mal kontaktierte Aigner das AMS und begab sich auf die Suche nach qualifiziertem Personal. Der Auswahlprozess gestaltete sich schwierig. Von den drei eingeladenen Bewerberinnen erschien die Erste gleich gar nicht. Die Zweite kam im Jogginganzug und erwies sich auch sonst als wenig kompetent. Die Dritte kam zwar aus der Schuhbranche, hatte damit aber immerhin Verkaufserfahrung im Modebereich. Sie ergänzt das Team seitdem wunderbar.

Noch ein Wort zur Kundentreue: Laut Auskunft von Frau Franz hat Libert nicht nur Stammkund_innen außerhalb der Bezirksgrenzen, sondern auch im Ausland. Eine Dame, die schon vor einiger Zeit in die Schweiz ausgewandert sei, komme bei einem Heimatbesuch immer noch zu Libert, um sich mit Wäsche und Mode einzudecken. Manche Bindungen halten eben ewig. Fast wie in einer Familie. ■

Der Familienbetrieb Libert wird jetzt in dritter Generation von der Betriebswirtin Marlies Aigner (Foto S. 18) geführt

Mit dem Faltrad entlang des «Eisernen Vorhangs» (Teil 3)

Viel Gegend und eine singende Revolution

Der Eiserner Vorhang trennte bis 1989 Europa. Mario Lang (Text und Fotos) startet demnächst die Schluss-Etappe entlang dieser ehemaligen Trennlinie. Die vorangegangene Teilstrecke des «Iron Curtain Trail» führte ihn vom russischen St. Petersburg durch Estland bis ins lettische Riga.

Auszüge aus dem Reiseblog:

1. Tag: 16. September (Russland)

Diesmal ist meine Liebste mit an Bord. Die beiden «Bobo-Porsches» (für Falträder der Marke Brompton) sind geschmiert und verschwinden bonded im Bauch des Flugzeugs. Im Vergleich zur letzten Tour hat das Reisegepäck eine Wampe bekommen, sprich ganze eineinhalb Kilo zugelegt. Gelandet auf russischer Erde begrüßt uns nach Abhandeln aller Grenzformalitäten als Erstes der Klassenfeind in Form von schlechtem Kaffee: Starbucks.

2. Tag: 17. September (Russland)

St. Petersburg im Schnelldurchlauf: zu Fuß, den ganzen Tag, von Licht an bis Licht aus. Die nördlichste Millionenstadt der Welt, gegründet von Peter dem Großen, von dem sie auch ihren Namen geerbt hat, liegt in der Newabucht am östlichen Ende des Finnischen Meerbusens. Zwischen 1924 und 1991 wurde die zweitgrößte russische Stadt zu Ehren Lenins Leningrad genannt. Die Öffis präsentieren sich wildromantisch, die Metrostationen überdimensional und die Mobiltelefonhülle ist bei weitem geringer als zu Hause, fürs Rauchen am falschen Platz gibt es eine Ermahnung, dafür glauben die Russ_innen noch an die Ehe in Weiß, und die Arm-Reich-Schere sticht ins Auge. Am Nachmittag wird dem Genossen Lenin ein Besuch am Moskauer Platz vor dem im Stil des «Stalinbarock» aufgezogenen Haus der Sowjets abgestattet. Den übrigen Tourist_innen ist der ehemalige Revolutionär und Gründer der Sowjetunion relativ wurscht, den Einheimischen ebenso. Der aktuelle Held der Souvenirstände heißt Vladimir Putin.

4. Tag: 19. September (Estland)

Nach zwei Tagen St. Petersburg wirkt so viel Stille fast gespenstisch. Hin und wieder meldet sich eine Möwe, ab und zu ein Schaf

– der Schafnhügel ruft sich auf Estnisch «Lammasmägi» – im Hintergrund eine Prise Meeresrauschen, sonst nix. Der Radtag beginnt auf Schotter- und Steinstraßen, der Radweg ist perfekt ausgeschildert und himmelwärts fasziniert die Flugshow der Vogelwanderung Richtung Süden. Entlang der Ostseeküste fällt der Iron Curtain Trail (EuroVelo 13) mit dem Ostseeradweg (EV 10) zusammen, wobei die 13 so gut wie nie aufscheint. Über Land ist alles sehr malerisch – viel Gegend – Felder, Mischwälder, kleine Gehöfte. In den Kleinstädten macht die Romantik Pause: Industrieruinen verrotten am Strand, heruntergekommene Schlafstädte im Plattenbaustil, keine Geschäfte, maximal ein Supermarkt. Ein alter Mann kauft sich billigen Fusel im großen Gebinde.

Unsere heutige Bettenstation liegt mitten im Wald, ein Holzhaus im Nirgendwo. Wurst, Brot und Käse haben wir vorsorglich mitgebracht, auch einen Lustigmacher in der Flasche: Auf Estland!

7. Tag: 22. September (Estland)

Wir kehren der Holzfällerromantik den Rücken und fliehen auf der Suche nach Lärm, Spaß und einer Warmwasserdusche in die große Stadt.

Vorbei an der muschelförmigen Publikumstribüne des «Lauluväljak», der Tallinner Sänger_innen-Arena, geht es immer der Bucht entlang. Vokale Ausschweifungen haben in Estland Tradition. Seit mehr als 150 Jahren treffen sich die Est_innen zur kollektiven Stimmerhebung, eine Tradition begründet im Erstarken eines unterdrückten Nationalbewusstseins. Am 23. August 1989 erreichte die «Singende Revolution» ihren Höhepunkt: Eine 600 Kilometer lange Menschenkette zwischen Tallinn, Riga und Vilnius forderte staatliche Souveränität für Estland, Lettland und Litauen. Singend in die Freiheit!

Tallinn präsentiert sich als Schmuckkästchen, besitzt eine großteils erhaltene Stadtmauer, viele Türmchen und allerlei Schnickschnack. Rundum pipifin herausgeputzt. Die Tourist_innen strömen durch die verwinkelten Gassen, stoßen entzückte Uuuhs und Aaahs aus und berappen am «Raekoja plats», dem zentralen Rathausplatz, fürs große Bier knappe sechs Euro! Das geht sich für die Eingeborenen nicht aus, die bewegen sich

außerhalb der Spielzeugstadt, wo die Fassaden bröckeln und die Farben verblassen. Da werden Pfand-Flaschen gesammelt und der Tschick vom Boden fertiggeraucht.

Abschließend noch eine kurze Spracheinführung: Guten Morgen heißt «Terre Hommikust», Fluss «Jögi», Weg «Tee», Hafen heißt «Sadam», und Käsmu heißt nicht «Milchkuh», aber jetzt Hivasti – also «Baba».

8. Tag: 23. September (Estland)

Ödland folgt auf das ewige Trauerspiel Stadtausfahrt. Highlights tauchen unangekündigt auf, wie in Keila-Joa, einem mickrigen Dorf mit einem 70 Meter breiten Wasserfall, samt romantisch verwildertem Park. Das weiterführende Ödland wird zur Waldstraße, und ein neu angelegter Radweg treibt uns (fast) bis in den heutigen Exporthafen und Plattenbau-Außenposten. Als einstiger sowjetischer Militärstützpunkt war Paldiski eine bis 1989 «geschlossene Stadt». Waren es früher noch 16.000 sowjetische Armeemehrige, die in Paldiski Station machten, sind es heute gerade einmal 4.000 Einwohner_innen, auf den Straßen wird noch immer russisch gesprochen. Idyllisch ist anders, auch unser Hostel kommt noch aus der Zeit vor dem Fall des Vorhangs. Eine auf Kitsch-Holzsofen getrimmte Elektroheizung, ein Bett, kein Fenster. Die Suche nach alten Sowjet-Relikten hat uns hierher verschlagen. Das Hammer- und Sichel-Monument ist längst aus dem Stadtbild verschwunden. Eine Wand mit heroischen Militärphantasien soll noch irgendwo vergammeln, Genaueres weiß niemand. Hartnäckigkeit zahlt sich aus: Außerhalb der Stadt, auf Abwegen, hinter einem abgesperrten Lagerplatz, von Grünzeug umrankt, bröckelt es vor sich hin. Einige Kilometer weiter, am Kap der Halbinsel Pakri, erhebt sich über Kilometer eine imposante Steilküste aus dem Meer, dahinter ragt Estlands höchster Leuchtturm in den Himmel. Das winzige, liebevoll renovierte Café daneben wirkt wie der letzte Außenposten am Ende der Welt.

10. Tag: 25. September (Estland)

Schweren Herzens verlassen wir unser Waldhäuschen, mit Balkon und Fliegenpilz vor der Tür. Unterwegs nichts Neues – Wälder, Felder und nochmals Wälder. Immer wieder begegnen wir der Warntafel «Achtung Elch». Alles leere Versprechungen!



Kaum zu glauben, was der «Bobo-Porsche» unter den Falträdern alles zu sehen bekommt, wenn ihn AUGUSTIN-Mitarbeiter Mario Lang aus der Garage holt

Auf leichten Rädern, zuerst auf Nebenstraßen, später auf Radwegen, geht es Richtung Haapsalu. Ein Katzensprung von nicht ganz 40 Kilometern, dafür ständig gegen den Wind. Der Kurort Haapsalu ist gefühlt nicht viel größer als Mödling, dafür mit Meer, und zeigt sich genauso kuschelig, wie er klingt. Sogar die Einfahrtsstraße mit den unvermeidlichen Einkaufstempeln hat etwas Rührendes. Es gibt einen Bahnhof, allerdings außer Betrieb, ein Eisenbahnmuseum, einen Hafen, eine Strandpromenade, ein Kurhaus, einen Musikpavillon, eine Burg mit bestens erhaltener Burgmauer, viel Holzbaueise und ein wunderbares, folkloristisches Wirtshaus. Sogar die Sonne schaut vorbei und versinkt kitschig im Meer.

12. Tag: 27. September (Estland)

Und da waren sie wieder, die drei großen «W» – Wald, Wiese, Wind. Bei landschaftlichem Stillstand vertreiben wir uns die Zeit mit Zahlenspielen: Auf vier Häuser kommt

eine Busstation, aber nur jede zweite hat ein Sitzbankerl. Für einen Mini-Markt bedarf es so um die hundert Wohneinheiten. Jede sechste Hütte hat einen Hund hinter dem Zaun. Und die Holz- überwiegt gegenüber der Plattenbauweise im Verhältnis 70:30.

Inzwischen sind wir beim vierten «W» gelandet, am Wasser. Die Unterkunft, die wir vorsorglich im Internet gebucht haben, liegt außerhalb des Dorfes Paatsalu – Wegweiser zum Ziel gibt es keine. Menschen außer uns auch nicht, auch keinen Vermieter, nur Schilf, Libellen und ein einsames Fischerboot.

14. Tag: 29. September (Estland/Lettland)

Die letzten 28 Kilometer bis zur lettischen Grenze waren nicht nur theoretisch ein Katzensprung. Eine ruhige, kaum befahrene Landstraße und wie immer, rechts außen nach dem Waldstreifen, das Meer. Der Grenzübergang war nach über einer Woche Estland etwas wehmütig. Die lettische Willkommenspolitik verwehrt uns die

Nebenstraßenromantik und bietet uns stattdessen die A1. Wir, nicht blöd, besteigen den Bus. Das entlastet Beine und Nerven und bringt uns einen vollen Tag in Riga, unseren letzten.

15. Tag: 30. September (Lettland)

Die gestrige Radetappe hat abrupt geendet. Irgendwie ein Schönheitsfehler in der Dramaturgie, also packen wir unsere Räder noch einmal aus und drehen eine Ehrenrunde durch Riga. Die Altstadt liegt an der Daugava und ist ein Museumsdorf ähnlich Tallinn: überfüllt von vergnügungssüchtigen Besucher_innen. Außerhalb des Altstadtringes ändert sich das Stadtbild schlagartig, und wir finden unser Wohlgefühlplätzchen für das offizielle Zielfoto. ■



Am 18. Juni startet die letzte Etappe, über 2.000 Kilometer von der Barentssee (NOR), durch Finnland bis nach St. Petersburg (RUS). Begleitend gibt es einen Reise-Blog unter: www.vorhangauf.international



Bodybuilding ist in Österreich keine «amtlich» anerkannte Sportart: Caroline Wang, aufgenommen nach ihrem WM-Titel im Jahr 2013

Foto: Nina Strasser

Von der Behörde zur Servicestelle

Sport oder nicht Sport

Die Bundes-Sportorganisation – kurz BSO – darf entscheiden, was eigentlich Sport ist. Eine Frage, die öfter auftaucht, als man glaubt. Hannes Gaisberger besuchte die BSO.

Wer kein Vereinsmeier ist, muss mit dem Kürzel BSO nicht zwingend etwas anfangen können. In einer klassikvernarrten Stadt wie Wien denken dabei wohl fast so viele an das Boston Symphony Orchestra wie an die Bundes-Sportorganisation. Und das muss ja nicht schlecht sein. Der nichtaktive Teil der heimischen Sportwelt rückt sonst nur ins Licht der medialen Öffentlichkeit, wenn es Skandalöses zu berichten gibt.

Kein Skandal, aber ein medialer und sportpolitischer Aufreger waren die medaillenlosen Olympischen Sommerspiele in London 2012.

Das System der Sportförderung wurde zweimal – 2013 und 2017 – reformiert, dazu kamen populistische Extrawürste wie Schröcksnadels RIO 2016. Noch reflektieren die Maßnahmen nicht im Medaillenspiegel. Aber immerhin haben sie die BSO aus der medialen Schusslinie genommen. Denn die Fördertöpfe stehen seit fünf Jahren nicht mehr bei ihr, sondern beim Bundes-Sportförderfonds BSFF, der seit 1. Jänner 2018 als Bundes-Sport GmbH fungiert.

Keine Phantomschmerzen. Was die BSO jetzt sonst noch macht, erfährt man am besten vor Ort, im Haus des Sports. Diese Niederlassung

des Sportministeriums beherbergt in der Prinz-Eugen-Straße auch etliche Fachverbände. Geladen hat Christian Gormász, stellvertretender Geschäftsführer der BSO. Er zeigt keine Phantomschmerzen wegen der vor Jahren abhandengekommenen Kompetenzen. Es bleibt eine Menge Arbeit übrig, viel Organisatorisches, dazu eine Menge «nerdiger» Agenden. Zum Aufgabenbereich von Herrn Gormász gehört etwa die Auslegung der Statuten bei der Frage: Was ist Sport und was nicht? Stark vereinfacht gesagt.

Konkret taucht diese Frage auf, wenn ein Verband bei der Bundes-Sportorganisation Mitglied werden möchte. Wieso will man das, Herr Gormász? «Ich sehe da drei Säulen: erstens nationale Anerkennung und die Möglichkeit, Staatsmeisterschaften auszutragen. Zweitens, um unsere Serviceleistungen in Anspruch zu nehmen. Und drittens, um von uns als Interessenvertretung zu profitieren. Aber das können alle im organisierten Sport, dazu muss man nicht unbedingt Mitglied sein.» Der promovierte Sportwissenschaftler hat sich gründlich vorbereitet. Die zur Orientierung vorab gesandten Fragen liegen ausgedruckt und mit Anmerkungen versehen vor

ihm. Im Gegenzug erhielt ich die Statuten der BSO zugesandt.

Die Definition von Sport findet sich im § 2 Abs. 3: Dies seien «motorische Aktivitäten (...), die körperliche Fertigkeiten und Anstrengungen verlangen, die wettkampfmäßig in Interaktion mit anderen Personen betrieben werden können oder gesundheitsfördernden Charakter haben». Und Eigenmotorik ist gefragt, ein Ausschlusskriterium bei «Denkspielen, Bastel- und Modellbautätigkeit, Zucht von Tieren, Dressur von Tieren ohne Einbeziehung der Bewegung des Menschen und Bewältigung technischen Geräts ohne Einbeziehung der Bewegung des Menschen». Würde Affenwrestling nicht schon durch die bereits genannten Kriterien fallen, wäre es spätestens bei Abs. 4 fällig: «Die Sportart muss die Einhaltung ethischer Werte wie z. B. Fairplay, Chancengleichheit, Unverletzlichkeit der Person und Partnerschaft durch Regeln und/oder ein System von Wettkampf- und Klasseneinteilungen gewährleisten. Dies ist insbesondere bei Konkurrenzhandlungen nicht gegeben, die ausschließlich auf materiellen Gewinn abzielen oder die eine tatsächliche oder simulierte Körperverletzung bei Einhaltung der gesetzten Regeln beinhalten.»

Angewandte Theorie. Im Herbst 2017 sorgte eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Snowboarder Benjamin Karl und dem Dartsportler Mensur Suljović anlässlich einer Gala für Aufregung. Karl sprach Darts die sportliche Satisfaktionsfähigkeit ab, weil weder Ausdauerleistung noch Risiko gegeben seien. Wie

steht die BSO dazu? «Wenn wir unsere Definition laut den Statuten heranziehen, dann ist sowohl Darts als auch alpines Snowboarden Sport», so Christian Gormász.

Weniger klar sei die Sache bei eSport. «eSport als solches existiert ja nicht. Es kommt darauf an, was gespielt wird. Manche Spiele sind eine Simulation eines tatsächlichen Sports, zum Beispiel Fußball. Dann gibt es Jump- & Run-Spiele bis hin zu Ego-Shootern wie Call Of Duty. Hier sind wir am Beginn eines Meinungsbildungsprozesses. Die Diskussion wurde aber ganz klar von der Spiele-Industrie befeuert, die für Anerkennung von eSport lobbyiert.» Wenn übergeordnete Interessen schlagend werden, können die Statuten und Paragraphen natürlich flexibler angewandt werden. So geschehen bei der Olympischen Agenda 2020, die für die Sommerspiele in Tokio Streetball, BMX-Freestyle und Skateboard ins Programm aufgenommen hat, «Dinge, die man in der Öffentlichkeit vor einem Jahrzehnt nicht einmal als Sport beurteilt hätte», wie Herr Gormász vermutet.

Kleines Dach. Fassen wir zusammen: Bei der BSO geht es um gemeinnützigen, organisierten Sport. Aufgrund der Gemeinnützigkeit gibt es zum Beispiel wenige Berührungspunkte mit Red Bull, wie Christian Gormász betont: «Wir sehen sie in der Verbandsförderung gar nicht, und ich nehme an, sie sind auch nicht interessiert am organisierten Sport. Red Bull sponsert einzelne Sportler als Markenträger, instrumentalisiert sie als Marketing-Tool.» Aber auch die BSO will am Puls der Zeit bleiben und arbeitet an ihrem Image. «Wir wollen weg von etwas, das ein bisschen wie eine Behörde wahrgenommen wird, hin zu einer stärkeren Serviceorientierung.» Und das Klischee einer aufgeblähten Tintenburg zerstreut der stellvertretende Geschäftsführer mit Zahlen. Zehn Vollzeitstellen kümmern sich um zirka 15.000 Vereine, in denen 2,1 Millionen organisiert sind. «Angesichts dessen sind wir doch ein relativ kleiner Dachverband.» Zu den Serviceleistungen zählen Fort- und Weiterbildungsangebote ebenso wie die Ergebnisliste, in der die Resultate von Jahrzehnten heimischen Sports gesammelt und gespeichert sind. Gehoben werden diese Datensätze von Förderstellen, Sportredaktionen oder der NADA (Nationale Anti-Doping Agentur). Das Archivieren obliegt der BSO.

«Das ist eine Heidenarbeit, wir haben dafür eine Halbtagsarbeitskraft abgestellt. Früher wurde das im *Österreichischen Sportjahrbuch* publiziert, nun ist das in einer selbst programmierten Access-Datenbank. Wir würden die gerne aktualisieren und zugänglich machen, das scheitert bislang aber an den Kosten», wie Herr Gormász mit Bedauern anmerkt. Vielleicht lässt sich anlässlich des großen, offiziellen 50-Jahr-Jubiläums 2019 ein wenig zusätzliches Geld auftreiben, damit sich die BSO weiter öffnen kann und zukunftsfit in die nächsten Jahrzehnte geht. ■



Foto: Marian Fotografe

(Eis-)Stockschießen ist nicht nur «amtlich» anerkannt, sondern populärer, als gemeinhin angenommen: In Österreich sind an die 1700 Vereine registriert

AUSWURF

Baggern auf dem Riesenrad

Das Beachvolleyball-Major-Turnier gastiert im Sommer zum ersten Mal auf der Donauinsel, was natürlich promo-mäßig abgefeiert werden musste. Mit einem Motiv, so – ich sag jetzt einfach mal – geil, man möchte glatt vergessen, dass letztes Jahr die Beachvolleyball-WM auf der Donauinsel stattfand, was ja eigentlich noch – na ja – geiler war. Aber es ist auch egal, Hauptsache Party!

Brainstorming für Hammer-Bild: irgendwas mit Ball hin und her spielen: Von wo nach wo? Von Trans- nach Cisdanubien, vom Kahlen- zum Leopoldsberg, von der Linken zur Rechten Wienzeile? Nein, von Kabine zu Kabine, in luftigen 65 Meter auf das Riesenrad geschwallt. Die Unseren gegen die Norweger, Branding top, Wetter top, der Schmäh lief. «He Anders, kannst du bitte drei Schritte zurückgehen? Na, Scherzerl!» Motiv: Weltklasse, Bezug zum Sport: aus der Luft gegriffen.

Einen Wert haben nur die VIP-Tickets



Wieso interessiert sich niemand für das normale Vollhollerball, aber wenn der ewige Lausbub und Jungunternehmer Hannes Jagerhofer die Förder- und Sponsorengelder beisammen hat, rennt man ihm das Stadion ein? Weil er – so wie

seine Langzeitpartner aus Fuschl – verstanden hat, dass die Verpackung wichtiger ist als der Inhalt. Die Wertigkeit des Inhalts, also Sports, zeigt sich an den Ticketpreisen: 0 Euro. Einen Wert haben nur die VIP-Tickets, die Side-Events, die Diamond-Lounge.

Auch im Fernsehen sieht man dann, einmal im Jahr, Beachvolleyball. Es ist plötzlich relevant, weil es bei uns daheim ist, und ein wenig Partypatriotismus kann nicht schaden. Die Kameras vom ORF zoomen überall rein, die Animationstanzgruppe versüßt die Pausen, die Goodies und Giveaways der Sponsor_innen sind praktisch, Sonnengottfunktionär Peter Kleinmann ist Kult, wir erheben uns zu Fendrichs Hymne und beten, dass der Klimawandel Faustballplätze zu Beachvolleyball-Wüsten verdorrt und die Kärntner_innen irgendwann wieder genug Geld haben, um den Jagerhofer an seinen See heimzuholen.

Hannes Gaisberger



«Viel gelungenen»

Markus Drechsler hilft Menschen in Haft. Er weiß aus eigener Erfahrung, wie's ihnen geht. Von **Uwe Mauch** (Text) und **Mario Lang** (Foto)

Hilfsbereit: Markus Drechsler, Gründer des Vereins SiM

Er bittet uns ins Wohnzimmer seiner neuen Wohnung. Dort stellt Markus Drechsler zufrieden fest: «Seit meiner Entlassung vor zwei Jahren ist mir viel gelungen.»

In der Tat: Der IT-Experte übt wieder seinen Beruf aus, lebt wieder mit einer Frau zusammen (mit ihr ist er an den Rand der Seestadt gezogen). Ihre Kinder und seine Tochter respektieren ihn; auch seine besten Freund_innen haben nie an ihm gezweifelt. Er studiert nebenbei Jus. Und einen Hund hat er jetzt auch.

Das ist außergewöhnlich für einen, der insgesamt sechs Jahre lang «weg» war (ein Jahr U-Haft in der Justizanstalt Josefstadt, vier Jahre «Maßnahmenvollzug» in der Justizanstalt Mittersteig, zuletzt ein Jahr in der Justizanstalt Floridsdorf). Der im Häf'n eine herbe Enttäuschung nach der anderen hinnehmen musste.

Er hat die Republik Österreich geklagt: «wegen ungerechtfertigter Anhaltung im Maßnahmenvollzug». Weil noch nicht rechtskräftig entschieden wurde, kann er heute nur so viel sagen: «Ich habe die Tat, die mir zur Last gelegt wird, nicht begangen. Ich bin dennoch froh, dass ich am Ende entlassen wurde.»

Maßnahmenvollzug? Im Jurist_innendeutsch auch «eine mit Freiheitsentzug verbundene Maßnahme» genannt. Sie wurde unter Justizminister Christian Broda eingeführt. Die Idee dahinter: Straftäter_innen, die laut Gerichtsurteil als gefährlich für die Allgemeinheit gelten, sollen hinter Gittern therapiert werden.

Im Justizministerium zählt man aktuell 856 Häftlinge, über die eine Maßnahme verhängt wurde. In den Gefängnissen sind sie somit eine Minderheit.

Drechsler's Dilemma: «Ich wollte mich nicht für etwas verantworten, was ich nicht getan habe.» Was er jedoch erst mit der Zeit durchblickte: «Solange ein Gutachter zu dem Schluss gelangt, dass du aufgrund deiner Weigerung, die Tat zu gestehen, ein zu großes Risiko für die Gesellschaft darstellst, bleibst du im Gefängnis.»

Der 43-jährige Wiener könnte sich heute beim Blick aus einem Fenster ohne Gitterstäbe, auf ein freies Feld neben der Seestadt, sagen: Die sechs Jahre Hölle habe ich hinter mich gebracht, dafür werde ich jetzt hoffentlich entschädigt. Das sagt er sich auch. Aber darüber hinaus führt er den von ihm ins Leben gerufenen Verein SiM fort. SiM steht für die etwas ungelene Wortkette «Selbst- und Interessenvertretung zum Maßnahmenvollzug» und zählt inzwischen 40 ehrenamtliche Mitarbeiter_innen.

«Wir sind eine Anlaufstelle für Untergebrachte und Entlassene, auch für Angehörige, Rechtsanwält_innen, Sozialarbeiter_innen und Student_innen», erklärt der Obmann. Weil er selbst über seine Rechte und Pflichten lange nicht Bescheid wusste, möchte er sein nicht freiwillig erworbenes Wissen an andere weitergeben. «Ich will unserem Anliegen eine Stimme und ein Gesicht geben. Mit dem Ziel, für alle Seiten mehr Transparenz in die Verfahren zu bringen und manche falsche Hoffnung erst gar nicht aufkommen zu lassen.»

i Lokalmatador_innen sind Menschen, die zum Gelingen der Stadt beitragen. Seit Jänner 2000 erscheinen ihre Porträts in jeder Ausgabe des AUGUSTIN.

LOKALMATADORIN N° 413

Vor allem die jährlichen Anhörungen vor Gericht sollten für alle Beteiligten als Chance begriffen werden. «Oft», weiß Markus Drechsler aus eigener Erfahrung und aus unzähligen Gesprächen mit Häftlingen, «werden sie im Fünf-Minuten-Stakkato durchgezogen».

Rechtsanwält_innen, die SiM ihre Expertise zur Verfügung stellen, machen darauf aufmerksam: Wenn Untergebrachte auf die richterliche Frage «Ist eh alles gut bei Ihnen?» mit einem knappen «Ja» antworten (unwissend oder resignierend), stimmen sie einem weiteren Jahr im Gefängnis zu. «Dabei hätten sie bei der Anhörung alle Rechte wie in einer Hauptverhandlung», betont der angehende Jurist.

Neue Vertraute. Markus Drechsler hat dank seiner Vereinsarbeit neue Vertraute kennen gelernt, gleichzeitig hat er sich im Justizapparat nicht nur Freund_innen gemacht. Und man kann sich das leicht ausmalen: Ein System, das nicht gewohnt ist, von außen beobachtet, kommentiert und kritisiert zu werden, reagiert sehr sensibel auf die sich plötzlich aufbauende öffentliche Kulisse.

Der Systemkritiker lässt sich jedoch nicht beirren: «Ich möchte jenen Menschen Mut machen, die zu Unrecht mit einer Maßnahme konfrontiert sind, für die ein Comeback in der Freiheit verunmöglich wird.» Er erklärt ihnen auch: «Als ich bemerkt habe, dass mir drinnen niemand hilft, habe ich begonnen, Fragen zu stellen. Dadurch wurde ich sicherlich zu einem Unbequemem, aber irgendwie konnte ich mich so auch befreien.»

Dann erzählt er von einem Mann, der wegen kleinerer Delikte seit 39 Jahren in Göllersdorf einsitzt. 39 Jahre blieben ihm erspart, allerdings: Könnte die Republik seine sechs Jahre im Gefängnis wieder gutmachen? Könnte sie natürlich nicht. Ungerechtfertigter Freiheitsentzug lässt sich nicht mit einer Summe X abgelenken. Er erinnert sich: «Ich war die ganze Zeit über fremdbestimmt. Selbst zum Öffnen einer Tür brauchte ich einen Beamten.»

Ein Urteil, das seine Unschuld bekräftigt, könnte immerhin den Makel in seinem Lebenslauf löschen. Auch wenn dies für seinen angestrebten Beruf in einer internationalen Menschenrechtsorganisation unwesentlich sein dürfte, für ihn persönlich wäre so ein Spruch sehr wohl von Bedeutung.

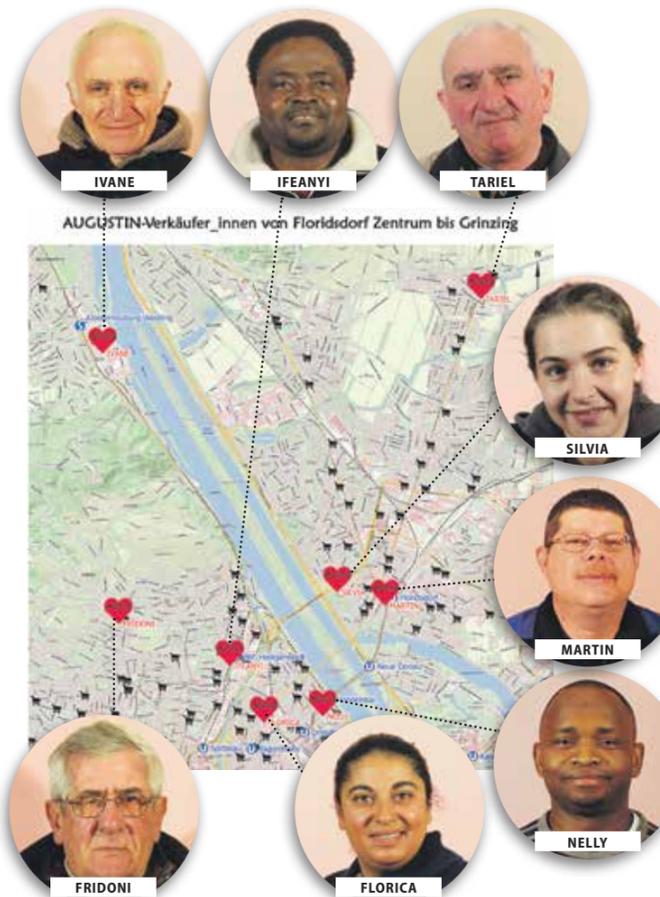
Mehr über den Verein SiM: www.massnahmenvollzug.org

AUGUSTIN-Verkäufer_innen in meiner Nähe

Auf unserer Online-Karte *Auf einen Blick* (www.augustin.or.at/auf-einen-blick) finden Sie Ihre nächste Möglichkeit, einen AUGUSTIN zu kaufen. Rund 100 unserer 450 Verkäufer_innen haben sich bereits eintragen lassen. Sollte sich Ihr Kolporteur oder Ihre Kolporteurin noch nicht auf der Karte befinden: Unsere registrierten Verkäufer_innen sind auch am Ausweis erkennbar. Natürlich sind die Plätze nicht rund um die Uhr besetzt. Die Verkaufszeiten variieren je nach Lebenssituation.

Sollten Sie noch Fragen haben, rufen Sie uns gerne unter (01) 54 55 133 an oder schreiben Sie ein Mail an vertrieb@augustin.or.at: Unsere Sozialarbeiter_innen sind von Montag bis Freitag, von 11 bis 16 Uhr, zu erreichen.

Ein großes Dankeschön an das AuGISteam für die Erstellung dieser Online-Karte. ■



GESCHÄFTE AUSSER DIENST

Wiener Anagrammrätsel von Natalie Deewan



Auflösung von Ausgabe 461:



NACHBARINNENSTADT

Trauerspiel?

Freund_innen, Verwandte, Nachbar_innen sind zusammengekommen. Ungläubig und todtraurig blicken sie drein. Mit salbungsvollen Worten versucht der Pfarrer, ihnen etwas Glaube und Zuversicht ins Gesicht zu zaubern. Etwas später versucht es der Hausherr mit Bier und Whisky und ist damit sehr viel erfolgreicher.

Doch halt! Wir sind hier nicht in Amerika, Großbritannien oder Irland. Wobei wir mit den Trauerspielen zwischen Irland und Österreich (0:1 in Wien und 1:1 in Dublin), mit denen zuerst die österreichischen und dann auch die irischen Ambitionen auf eine Teilnahme an der Fußball-WM in Russland zu Grabe getragen worden sind, der Sache schon näherkommen.

Es geht um das Public Viewing. In englischsprachigen Ländern bezeichnet der Begriff öffentliche Ausstellungen und insbesondere Aufbahrungen von Verstorbenen. Im deutschsprachigen Raum bedeutet Public Viewing mindestens seit der WM in Deutschland 2006 in erster Linie: Wir gehen in den öffentlichen Raum und schauen gemeinsam Fußball.

Jedes Beisl, jeder Gastgarten, so mancher Park wird publicviewt



Jedenfalls wird seit 14. Juni und noch eine ganze Weile der öffentliche Raum mit Fußballweltmeisterschaft durchflutet.

Jedes Beisl, jeder Gastgarten, so mancher Park wird publicviewt, sodass der diensthabende Kolumnist (dhK) beim begeistertsten WM-Schauen stets einen mitfühlenden Gedanken für die Menschen auf dem Herzen trägt, denen der omnipräsente Fußball im Allgemeinen und die WM im Besonderen Langeweile oder gar Zorn ins Gemüt pflanzen.

Alle, die weder vier Wochen im kritiklosen Public Viewing versinken noch die WM und folglich auch das restliche öffentliche und den Großteil des zwischenmenschlichen Lebens boykottieren wollen, seien auf den dritten Weg verwiesen, auch wenn er nur in homöopathischen Dosen zugänglich ist: In Wien zeigte das VOLXkino Kroatien – Nigeria, das Schikanederkino Russland – Ägypten, jeweils mit Podiumsgesprächen zum Thema Menschenrechte. Im Innsbrucker Treibhaus werden am 6. Juli zwei Viertelfinals mit Debatten über Sportgroßereignisse, Nachhaltigkeit und Fankultur kombiniert. Und für das Finale am 15. Juli empfiehlt der dhK eine öffentliche Finalbeschau beim Girls Football Festival 2018 in der Wiener Steingasse.

Klaus Federmeir



Das Hochroth-Verlagskollektiv im Lesekreis. Von oben im Uhrzeigersinn: Katharina Gattermann, Karla, Daniel Terkl, Martin Berger, Johanna Öttl

Gedichte aus Handarbeit

In den Fensterläden der Zeit

Lyrik zu veröffentlichen verträgt sich nicht mit marktwirtschaftlichen Interessen. Der Hochroth-Verlag setzt sich alternative Ziele. **Mareike Boysen** (Text) und **Nina Strasser** (Fotos) haben die Wiener Dependence besucht.

Neben dem Schuhregal im Vorraum der Brigittenauer Mietwohnung steht ein Bücherständer. «Das Tolle daran ist», sagt Besitzerin Johanna Öttl, «dass man zur Abwechslung keine Wand anbohren muss.» Öttl führt barfuß, «des Babys wegen», ins Wohnzimmer, in dem ihre drei Verlagskolleg_innen Martin Berger, Katharina Gattermann und Daniel Terkl am Boden Platz genommen haben. Baby Karla steuert krabbelnd verschiedene Gegenstände an, um jedes Mal von einer Anfang- bis Mitte-30-jährigen

Hand eingefangen zu werden. Auf dem Tisch liegen etliche dünne schwarze Büchlein aus. Durch einen im Deckblatt ausgestanzten Kreis lugt überall ein «h» hervor.

Kein Büro. «Wir verstehen uns als Kollektiv», ist ein Satz, der schon während der Terminabsprache am Telefon mehrfach gefallen ist. Ein anderer wird nun am Tisch reihum wiederholt: «Und ich mache außerdem das, was sonst noch anfällt.» Der Hochroth-Verlag mit Spezialisierung Lyrik ist als Verein organisiert, jeder arbeitet hier ehrenamtlich. Auch deshalb gibt es kein Büro.

Öttl, die Germanistik und Anglistik studiert hat, ist für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig. Programm und Lektorat teilt sie sich mit Terkl, der hauptberuflich in der Alten Schmiede beschäftigt ist. Gefragt danach, was Lyrik gegenüber Prosagattungen auszeichne, sagt Terkl, während er durch Semier Insayifs Sonettenkranz *herzkranzverflechtung* blättert: «Es gibt kein anderes Genre in der Literatur, das es so leicht macht, ein vollständiges Werk in wenigen Minuten zu lesen. Für mich ist ein Lyrikband auch ein Gebrauchsbuch, in das man immer wieder hineinsieht. Bei jeder Lektüre erschließen sich andere Aspekte.» Dass er den Band hinterher zurück in eine formatgetreue Plastikhülle steckt, hat mit den Anfängen des Verlags zu tun.

«Marco Beckendorf, der Hochroth-Gründer, hat die Hefte zu Beginn in einem Bauchladen verkauft», berichtet Öttl. 2008, vor zehn Jahren, entstand

der Verlagssitz in Berlin. Inzwischen haben sich selbstständige Dependancen in Bielefeld, Leipzig, München, Paris, Wien und Wiesenburg gegründet. Gemeinsam versteht man sich als Alternativmodell zu den großen und mittelgroßen Verlagshäusern. «Marcos Idee war», sagt Öttl, «dass die Möglichkeit, Bücher zu machen, nicht an ein großes Kapital, an große Räumlichkeiten und eine weite Infrastruktur gebunden sein sollte. Die Büchlein sollten in sehr kleinen Auflagen und an leicht zugänglichen Orten hergestellt werden.» Das wichtigste Arbeitsgerät des Kollektivs ist daher der vereinseigene Tintenstrahldrucker.

Handarbeit. Die Wiener Hochroth-Produktionsstätte finde sich, so wird von den Anwesenden berichtet, im Wohnzimmer von Matthias Noe. Wie auch die ausgebildete Kommunikationsdesignerin Katharina Gattermann ist er ansonsten für Layout und Satz der Texte zuständig. «Wir drucken auf ein Papier, das im Hochroth-Kollektiv von allen verwendet wird», sagt Gattermann. «Die Blätter werden in die schwarzen Umschläge geklebt und mit einer Schlagschere auf das jeweilige Format zugeschnitten. Ganz am Ende stanzen wir den Kreis für das Logo aus. Das ist eine Konzentrationsarbeit.» 100 Hefte könne man zu zweit oder zu dritt an einem produktiven Sonntag herstellen, die meisten sind etwa 30 Seiten dick. «Mehr als 56 Seiten lassen sich nicht kleben», sagt Gattermann, «und durch den Din-A4-Druck stehen uns nur drei Formate zur Verfügung. Insgesamt ist es eine gute Mischung aus formalen Restriktionen und organisatorischer und inhaltlicher Freiheit.»

Erst-, Zweit- und Drittauflagen gibt es bei Hochroth nicht, stattdessen wird fortlaufend und nach Bedarf produziert. Mehr noch: Jedes Heft, das an einem der Standorte verlegt worden ist, kann durch den Zugriff auf einen gemeinsamen Online-Speicher an jedem anderen Standort produziert werden. «Ein Kollege berichtete einmal von Hochroth-Heften, die in einem Antiquariat für 100 Euro angeboten wurden», erzählt Terkl. «Das ist absurd, denn bei uns kann nie etwas vergriffen sein.» Wer über die Verlagshomepage bestellt, erhält fast jeden Band für 8 Euro. Auf der ersten Innenseite findet sich die eingestempelte Exemplar-Nummer. Diese dient der Abrechnung mit den Autor_innen, die 10 Prozent des Verkaufspreises, also 80 Cent pro Exemplar, erhalten. Ein korrekter, wertschätzender Umgang sei wichtig, sagt Terkl.

Welche Autor_innen es ins Verlagsprogramm schaffen, wird, natürlich, gemeinsam entschieden. «Wir richten uns in der Auswahl der Texte nicht nach marktökonomischen Prinzipien. Ob sich etwas gut verkauft, ob es

gerade in ist oder nicht – das sind Kriterien, die uns nicht tangieren müssen», sagt Öttl. Entscheidend seien stattdessen ästhetische Vorlieben und individuelle Textqualität. Die Unabhängigkeit von Verlagsförderungen, die bei Hochroth Methode ist, gibt auch Freiheit in der Autor_innenauswahl. So erschien etwa 2016 der Renaissance-Text *Sylva in scabiem/Wald aus Krätze* von Angelo Poliziano, den Tobias Roth aus dem Lateinischen ins Deutsche über-



Lyrik muss man anfassen, riechen, ablegen und mit sich herumtragen können

setzt hatte. «Das ist ein ungewöhnlicher Text», sagt Öttl, «denn er ist unglaublich wild und kaum zuordenbar.»

Überhaupt machen Übersetzungen einen beträchtlichen Anteil des Verlagsprogramms aus. Die Slowenin Anja Golob, die als einzige Frau zweimal den renommierten Janko-Preis zugesprochen bekam, veröffentlichte ihren ersten Gedichtband in deutschsprachiger Übersetzung, *ab und zu neigungen*, 2015 bei Hochroth Wien. «Für Anja war es von existenzieller Bedeutung, in einen größeren Buchmarkt, wie den deutschsprachigen, einsteigen zu können», sagt Öttl. Da die Hochroth-Bände, wie bei Verlagspublikationen üblich, ISBN-Nummern tragen und damit als eigenständige Publikationen gelten, habe eine Veröffentlichung schon einigen Lyriker_innen zu einem Literaturstipendium verholfen, sagt Terkl. Die Autor_innenaufmerksamkeit, die Hochroth zum Prinzip erklärt hat, äußere sich im Lektorat und in der Rechtsfrage: An den Verlag geht lediglich das einmalige, nicht exklusive Abdruckrecht.

Analoges Erleben. In Zeiten von *lyrikline.org*, *fixpoetry.com* und dem Instagram-Vierzeiler hält sich der Hochroth-Verlag bewusst abseits des digitalen Trubels und sozialmedialer Aufmerksamkeit. Die Frage danach, warum

man keine E-Books verlege, können die Wiener Vertreter_innen nicht mehr hören. «Lyrik muss man anfassen, riechen, ablegen und mit sich herumtragen können», sagt Gattermann. «Im Bereich der E-Books ist man derzeit ästhetischen Beschränkungen unterworfen, die man aus den Anfängen des Webdesigns kennt. Außerdem mag es bei einem Roman vertretbar sein, wenn die Zeilenumbrüche sich je nach Bildschirmgröße verändern. Für Ly-

rik ist das unmöglich: Das kann den Rhythmus und den Sinn eines Gedichts zerstören.» Wer Lyrik schreibt und druckt, der braucht also Freiräume.

Im Schnitt würden 120 bis 140 Exemplare eines Bandes verkauft, sagt Terkl. Bei gelegentlichen Ausreißern: Der Band *Texte für Denkende + gegen das Denk-Ende*, der Texte des Wiener «Zetteldichters» Helmut Seethaler versammelt, war ursprünglich als Unterstützungserklärung an den Autor, dem ein Gefängnis-aufenthalt drohte, gedacht. Schnell hat er sich zum relativen Bestseller entwickelt. Auch Anja Golobs Band steht bei weit über 600 verkauften Exemplaren. In ihrem Gedicht *In die stummen Herzen der Blumen schreibe ich* heißt es: «[Ich] schreibe in die Fensterläden der Zeit, in Arztbesuche, / in rote Blutkörperchen, in Tests für dies und das, in was wir beide tun, / [...] manchmal auf das Schweigen zwischen uns, auf alles Vergangene, / Verbindende, ich schreibe auf Rhythmus, auf Takt, auf Erinnerungen [...]»

Sprache und Materialität, das gehört zusammen, scheint das Hochroth-Programm immer wieder zu statuieren. Auch ein versehentlich falsch gestanzter Logo-Kreis im Deckblatt erinnert daran. ■

Comic: German Calendar No December

«Nicht so, wie du es dir vorgestellt hast»

Der nigerianisch-deutsche Comicroman *German Calendar No December* von Birgit Weyhe und Sylvia Ofili ist nun in deutscher Übersetzung erschienen. **Martin Reiterer** (Text) hat ihn gelesen und dabei viel über interkulturelle Lebensgeschichten gelernt.

Ein Appell in der Mittagshitze. Eine Parade kniender Mädchen, die Arme nach oben ausgestreckt. Bis die ersten ohnmächtig werden. Ein Militärcamp? Eine Strafkolonie?

Nein, ein Mädcheninternat in Lagos, Nigeria, Mitte der 1990er-Jahre. Zwischen den älteren Schülerinnen, den Seniors, und den Jüngeren, den Juniors, herrscht ein strenges System der Ausbeutung und Demütigung. Putz- und Waschdienste, Abschreibaufträge und Erledigungen aller Art bis hin zum sklavischen Frischluftfächeln sind da an der Tagesordnung. Und schließlich sind es die willkürlichen Kollektivstrafen bei einem – aufgrund welcher zweifelhafter Urteile auch immer festgestellten – individuellen Fehlverhalten, die bei der Protagonistin Olivia ein überwältigendes Gefühl der Entwürdigung hinterlassen.

Dabei stammt Olivia aus gutem Haus und wächst, bevor sie ins Internat kommt, zusammen mit ihren Geschwistern wohlbehütet und umsorgt auf. «Vergiss nie, wer du bist...» – tatsächlich fällt dieser Zusage des Vaters bei Olivias Verabschiedung an der Schwelle zum Internatsleben auf fruchtbaren Boden, und das Glück der Kindheit, das ihr Rückhalt bietet, lässt die stolze Tochter ihres Vaters schließlich zur Rebellion schreiten.

Interkulturelle Lebensgeschichten. *German Calendar No December* ist ein Comic der nigerianischen Autorin Sylvia Ofili (Jahrgang 1978) und der deutschen Zeichnerin Birgit Weyhe (Jahrgang 1969), der auf ein Projekt des Goethe Instituts Lagos mit dem Titel *Imagined realities* zurückgeht. Die Ausgangsidee war es, eine Kooperation zwischen einer

nigerianischen und einer deutschen Autorin zu vermitteln, die zusammen eine Graphic Novel verfassen und dabei Realitäten ihrer Kulturkreise einfließen lassen. Wie ausgezeichnet dieser Plan aufgegangen ist, lässt sich nun an der zweiteiligen Erzählung ermaßen, die zur Hälfte in Nigeria und zur anderen Hälfte in Deutschland spielt.

Die Voraussetzungen wurden bereits durch die Wahl der Künstlerinnen geschaffen. Denn beide verfügen über eine interkulturelle Lebensgeschichte, die sich jeweils zwischen Afrika und Europa ausbreitet. So ist die gebürtige Münchenerin Weyhe, mittlerweile eine der bekanntesten deutschsprachigen Comicautorinnen, in Kenia und Uganda aufgewachsen, bevor sie zum Studieren nach Deutschland zurückkehrte. Umgekehrt lebt die in einer nigerianischen Kleinstadt aufgewachsene Bloggerin und Tochter nigerianisch-ungarischer Eltern, Ofili, heute in Schweden. Deutliche Züge ihrer Biografie finden sich in der Geschichte der Protagonistin Olivia wieder. Deren Mutter ist Deutsche, die zwar ihre Kontakte und Verbindungen zur ehemaligen Heimat abgebrochen hat, doch ihre Tochter mit einer Handvoll deutscher Sprachfetzen und einigen vagen Bildern über Deutschland, vor allem aber mit einem deutschen Pass versorgt.

In ihrer Annäherung an die Geschichte Olivias spürt man das doppelte Zuhause sein der Autorinnen auf beiden Kontinenten, was *German Calendar No December* zu einem besonderen Lektüreerlebnis macht. Wobei das Zuhause sein, angesichts von Kontinenten, freilich voreilig ausgesprochen ist. Während Weyhe nämlich Ostafrika als «ein Stück Heimat» bezeichnet, räumt sie zugleich ein, dass ihr die Geschichte



Sylvia Ofili / Birgit Weyhe: *German Calendar No December* Übersetzung aus dem Englischen von Benjamin Mildner avant-verlag, 2018 168 Seiten, 22 Euro

im Mädcheninternat, wie sie ihre Co-Autorin Ofili schildert, völlig fremd war. Währenddessen sei ihr gerade die doppelte Fremdheit, die die Protagonistin Olivia kurz nach ihrer Ankunft in Deutschland beschreibt, sehr vertraut. Für die Protagonistin ist diese unausweichliche Fremdheit prägend wie lebensbegleitend: Auf zwei hintereinander folgenden Panels mit der Silhouette Olivias, einmal weiß auf schwarzem Hintergrund und einmal schwarz auf weißem Hintergrund, kommt das pointiert zum Ausdruck: «Nachdem ich in Nigeria <oyinbo> gewesen war ... / ... war ich hier – Überraschung – <schwarz>.»

Enttäuschte Erwartungen. «Nicht so, wie du es dir vorgestellt hast.» Diese Erkenntnis Olivias, die nach ihrem Schulabschluss in Lagos das Land verlässt und voller freudiger Erwartungen nach Hamburg kommt, um zu studieren, ist



der Tenor des Comics. Am Anfang beider Lebensabschnitte stehen die euphorischen Erwartungen der Hauptfigur und ihre schroffe Kollision mit der Realität. Zuerst sind es die Abenteuer versprechenden Enid-Blyton-Geschichten, die bunt ausgemalten Bilder von einer aufregenden Internatszeit, die schlagartig zerstört werden, später die enttäuschte Vorstellungen einer jungen Nigerianerin mit deutschem Pass, als Deutsche in Deutschland freudig empfangen zu werden. Anschluss findet Olivia dagegen zuerst bei einer Gruppe von Migrantinnen und Migrantinnen.

Es sind die bildlichen Übersetzungen Weyhes, die diesem Comic eine einzigartige Note verleihen. Sie sind eng mit dem eigenen kulturellen Werdegang der Zeichnerin verknüpft, die ihre Bildsprache im Lauf des letzten Jahrzehnts aus ihrem Erlebnis- und Erinnerungsfundus entwickelt und verfeinert hat. Bereits in ihrem Debüt *Ich weiß* (2008), das im letzten Jahr in einer Neuauflage erschien, hat sie einen Bilderschatz vorgelegt, der sich aus afrikanischen Mythen und Märchen ebenso zusammensetzt wie aus beobachteten Details der Pflanzen- und Tierwelt oder erdachten allegorischen

Bildern. Während *Ich weiß* in Schwarzweiß gezeichnet ist, hat Weyhe in *Madgermanes* (2016) die Zeichnung um einen Brauntönen erweitert und dabei eigene Möglichkeiten des Ineinander und Übereinander von Zeichnung und Kolorierung entdeckt. *Madgermanes* – unter anderem mit dem renommierten deutschen Comicpreis, dem Max-und-Moritz-Preis, ausgezeichnet – ist ein herzerreißendes Stück Aufarbeitung deutsch-afrikanischer Geschichte. Die *Madgermanes*, wie sie in Mosambik genannt werden, eine Wortschöpfung aus *Mad Germans* und *Made in Germany*, sind mosambikanische Vertragsarbeiter_innen, die Ende der 1970er-Jahre in die DDR eingeladen wurden, um eine Ausbildung zu erhalten, die ihnen für den Aufbau ihres Bruderstaates nützlich sein sollte. Ihre Geschichte, die bitter von Anfang an ist und sich tragisch mit dem Ende der DDR wendet, hat Weyhe aus vielen Einzelepisoden anschaulich

Für die Protagonistin ist diese unausweichliche Fremdheit prägend wie lebensbegleitend



den Kollisionen unterschiedlicher Bilder von Vorstellung und Realität, von einer Kultur und einer anderen. Als ob es sich um mehrere übereinandergelegte Folien mit unterschiedlichen Zeichnungen handelt, spiegeln manche Panels gleichsam das Ineinander von Bildern in unserem Kopf.

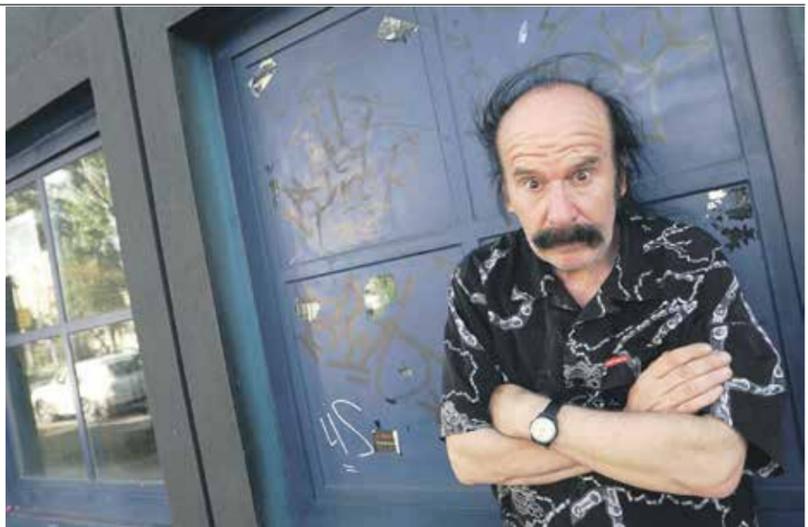
Und dennoch ist es wenig, was Weyhe braucht, um die Intensität von Gefühlen darzustellen, sei es unermessliche Freude, unbändige Aufregung oder bittere Enttäuschung und schroffe Entzauberung: ein paar Punkte, ein paar Striche oder einen Schwarm davon. ■

Klassenkampf als Mitmach-Theater:

Rest in Mulatschag

Mit einem Nachruf auf Stefan Weber

erinnert sich Karl Weidinger, Akteur seit 1995, an seine Zeit mit der Drahdwaberl-Familie.



Stefan Weber 2003

Foto: Mario Ling

Einmal noch, ein letztes Konzert, 2009 im Gasometer, eins noch, am Karlsplatz 2013. Seine Memoiren wollte er nicht schreiben lassen (von mir). Weil er sagte, dass das Projekt Drahdwaberl nie zu Ende sein könnte. Auf der Bühne wollte er sterben. Am besten Burgtheater, mindestens. Nix ist eingetreten. Gestorben wird daheim, das lehrt uns die Rockgeschichte. Und auch nicht unbedingt in glamourösen Verhältnissen.

Rückblende. Juni 1996. Open Air zum Schulschluss in der Arena. Stefan Weber, noch Lehrer und weit entfernt von seiner Frühpensionierung wegen Morbus Parkinson, betritt den Raum zwecks Backstage-Besprechung. Wirkt, als wäre er am meisten happy über die kommenden Ferien. Unter dem Arm hat er kunstvoll gestaltete Programmzettel, die er zuvor am Schulkopierer vervielfältigt hat. Bei seinem klassenkämpferischen Mitmach-Theater wirken regelmäßig bis zu 50 Akteur_innen mit, und da ist der reibungslose Ablauf (har-har) im kontrollierten Chaos wichtig.

Überhaupt Stefan Weber: Kuhbuben-Böcke, Gang wie ein Cowboy, nur das Pferd fehlt, als er sich im Zentrum der Ansammlung im angegammelten Hinterbühnenbereich aufbaut. Die Gürtelschnalle groß wie das Staatswappen. Mister Drahdwaberl himself wirft sich in Pose, räuspert sich und schraubt seine Stimmlage um eine Oktave höher. Krächzend eröffnet er die nachmittägliche Einsatzbesprechung: «Bitte Herrschaften, absolutes Scheiß-, Brunz- und Wichsverbot. Jeder, der jetzt' no muass, dearf des nur mehr auf da Bühne!»

Das sagt er regelmäßig vorher, der Herr Professor, zu dem jeder nur Stefan sagt. Das bevorstehende Konzert wird – wieder einmal – als das «letzte» angekündigt, obwohl es im vorhergehenden wie auch im drauffolgenden Jahr ebenfalls ein «letzte» Konzert gegeben hat und geben wird.

Warum tua i ma des an?



Vor Konzertbeginn begeht Stefan Weber sein kleines Ritual. Schon (bühnen-)fertig verharret er hinter der mannshohen Bassbox vom Petz Fredl und lugt durch den Spalt ins Publikum. Dann dreht er seinen, von Szenefriseur Erich Joham (der als «Bürgermeister Häupl» auf der Bühne sein wird) schwarz gestriegelten Schnauzbart wie ein Gesetzloser in meine Richtung. «Warum tua i ma des an?», sagt er. Aber das würde er sich eh jedes Mal denken. «Na guat, is eh 's letzte Konzert!»

Die Feindbilder von Drahdwaberl: Adel und Kirche, Parteien und Bonzen, Spießler und Bullenschweine sowie Nazis, Nazis, Nazis in allen Ausprägungen. Ende der 1990er-Jahre bekommt er seine Parkinson-Diagnose. Den 70. Geburtstag, 2016 nimmt der Jubilar im Rollwagerl auf der Schmelz entgegen. Alles genau beobachtend, aber nicht mehr reagierend, außer mit Blicken.

Eine Autorität war er nie. Schüler_innen riefen bei ihm zuhause an oder nannten seine Adresse, wurden sie beim Schwarzfahren erwischt. Darüber sah er gnädig hinweg. Er wirkte nie verbittert oder gar despotisch. Ein Links-Pädagoge im besten Sinn, der zu wirklich allen freundlich war.

Letztes Konzert. Gasometer 2009. Die Garderoben belagert mit Requisiten: Dildos, Tiermasken, Fleisch, Innereien, Theaterblut. Und Beuschl und Blunzen. Auch Hammer und Sichel immer griffbereit. Fäkalien und Exkrememente, Kotze (oft) und Sperma (nicht selten) steuerten die Akteur_innen selber bei.

Im Aufgangsbereich zur Bühne großes Gedränge. Fotograf_innen gehen in Stellung.

Technik wird in Plastik eingepackt wie vor einem Unwetter. Jeder Auftritt beginnt mit der Prozession, dem Einmarsch der Akteur_innen. Erste Feind_innenberührung. Kontakt mit den Fans. Platsch! Schüttbilder wie von Nitsch. Viel gespendetes Bier. Choreographie des Wahnsinns.

Einmarsch! Erster kleiner Mulatschag. Stefan erhält eine Goldene Schallplatte, Nadja uriniert darauf, schüttet die im Rahmen verbliebene Pisse in die ersten Reihen des lechzenden Publikums. Die «Fanbeteiligung» immer ein Problem. Abgefeuerte Wurfgeschosse treten in den Luftraum, geschmissene Pfandbecher nähern sich in asymptotischen Flugbahnen. Beim «Grunzerl aus dem Graberl, Drahdwaberl» machen alle mit. Manchmal wurde im Publikum zu viel mitgegrölt und «mitgefeiert», bei der *Nazioper*, bei der *Werwolfromantik*, beim *ausgestippten Lodenfreak*, beim *Supersheriff*, beim finalen *Mulatschag*.

Weber wurde 2003 vor Gericht gezerzt, weil er im Rabenhof mit seinen 100 Jahre alten Colts auftrat. Er rechtfertigte sich wahrheitsgemäß damit, dass er beim Lied *Supersheriff* seit Jahrzehnten damit herumballern würde. Freispruch.

Mulatschag. Was Drahdwaberl über 40 Jahre lang auf der Bühne abhielt, ist legendär. Jahre und Jahrzehnte später habe ich einen Haufen Diskussionen geführt, ob und wie sexistisch, frauenfeindlich Drahdwaberl – trotz gegenteiliger Intention – gewesen sei. Skandale und Provokationen, immer gerne (*Heavy Metal Holocaust*). Mit *Lonely* war er sogar in der Hitparade. Die Nummer bildet den Auftakt zum «Mulatschag Exzess» als krönenden Abschluss jedes Konzerts. Viele Jünglinge kamen nur deswegen.

Die letzten Jahre verbrachte Stefan Weber in häuslicher 24-Stunden-Pflege. Harald Huto, der Zeremonienmeister, führt mit Mulatschag TV (auf Okto) das Werk weiter und fördert auch viele subversive Musikgruppen. Hier könnte das Projekt Drahdwaberl weiter bestehen bleiben – nicht nur in der Rockgeschichte. Rest in Mulatschag, Professor Stefan Weber. ■

Verabschiedung von Stefan Weber am Freitag, 29. Juni um 15 Uhr, in der Feuerhalle am Zentralfriedhof

Wir kommen – Eine Kunstinitiative zur Rettung Floridsdorfs

Irgendwann siegt die Buntheit

Superheld_innen mischen

Floridsdorf auf. Ausgehend von der *Held*innenzentrale* irritieren und belustigen sie, ernten Schulterklopfen oder werden bespuckt. Ängste vernichten, Dr. Kapitalo besiegen, eine Seilbahn gegen den Autowahnsinn bauen und einiges mehr steht auf der Agenda.

Doris Kittler (Text und Foto) war vor Ort.



Hand aufs Herz. Wer, der nicht dort wohnt, war denn schon wirklich mal drüben, im fernen Transdanubien? Okay, wir gehen auf die Donauinsel schwimmen, Eingeweihte schaffen es bis zur Alten Donau, und die ganz Alteingesessenen beehren sogar den einen oder anderen Heurigen in Stammersdorf. Dabei sind die Bezirke jenseits der Donau, Floridsdorf und Donaustadt, durch den katastrophalen Wiener Wohnungsmarkt bedingt durchaus im Kommen.

Als Bernhard Dechant, Schauspieler und Mitinitiator der Theatergruppe *Die Schweigende Mehrheit*, sich vor einigen Jahren in Großjedlersdorf niederließ, war es für ihn augenscheinlich, dass Kultur und Kunst in Floridsdorf – mit knapp 160.000 Einwohner_innen eine der «Großstädte» Österreichs – eher unterrepräsentiert bis kaum vorhanden sind. «Ich vermisse hier enorm Farbe, Kultur, Kommunikation und Orte, wo Menschen zusammenkommen», sagt er. Gemeinsam mit Text-, Film- und Theaterarbeiterin Tina Leisch initiierte er also das Projekt *Wir kommen*.

Supergrätzler. Das «Branding» wurde mithilfe von öffentlich affizierten Comics unter die Leute gebracht und erzählt von drei «Superheld*innen», die den Bezirk retten sollen: Der «Patriot» kommt aus dem rechten Milieu und sucht die Schuld bei den anderen; «DaRode» aus der linken Szene, liebt die Menschen, verzweifelt aber auch gleichzeitig an ihnen. Gemeinsam mit ihnen kämpft «Süpermüslima» gegen Dr. Kapitalo, der die Menschheit schon seit Jahrtausenden quält. Er versucht, den Bezirk zu seinen Gunsten umzubauen, erzeugt Neid, Angst, Missgunst, Spaltung und Leerstand. Doch dafür müssen die drei zusammenhalten.

«Das sind die Positionen, die nicht nur in Floridsdorf, sondern immer mehr auch in Europa

und auf der gesamten Welt verbreitet sind», so Dechant. «Die drei Figuren treffen aus unterschiedlichen politischen Ecken aufeinander. Es war uns wichtig, auf keinen Fall mit einer politischen Partei assoziiert zu werden.»

Anfang Mai bezogen Dechant und Leisch mit ihrem Team die ehemalige Kofferzentrale und luden alle Interessierten ein, mit ihnen zu sprechen, Grätzler-Geschichten bei einem Häferl Kaffee zu erzählen, der Kunst zu lauschen, selbst den Raum kreativ zu nutzen. Dabei wurden auch echte Superheld_innen gesucht, die sich für den Bezirk engagieren, wie etwa Marietta und Günter Wild mit ihrem seit langer Zeit erfolgreichen Kulturverein Transdanubien. «Wir wussten nicht, wie die Leute reagieren würden, denn es gibt viele irrationale Ängste, dennoch hat mich gewundert, wie tief die Spaltung hier ist. Egal, von welchen Problemen man spricht, ob von der Verkehrshölle, dem enormen Leerstand so vieler Lokale und Wohnungen oder dem abgewirtschafteten Schlingermarkt: Nach zehn Minuten geht es oft nur darum, dass die Ausländer schuld seien.» Es sei traurig zu sehen, wie die FPÖ und das ebenso rechtsradikale WIFF (Wir für Floridsdorf) gemeinsam mit den Boulevardmedien Hetze betreiben, Ängste schüren, Feindbilder schaffen. «Wenn man dann fragt, ob ihnen schon mal was passiert ist, ob sie angepöbelt oder ihnen was gestohlen wurde, verneinen sie», erzählt Dechant.

Keine Häppchen. Er nimmt sein Schild in Form einer Sprechblase mit der Aufschrift «BITTE LÄCHELN!» in die Hand, setzt seine Maske auf und hält sie den im 31er vorbeifahrenden Menschen entgegen. «Dieses Bunte, Verrückte macht manchen Leuten Angst. Sie wollen alles in Häppchen serviert bekommen, sofort

Dieses Bunte, Verrückte macht manchen Leuten Angst



einordnen und beurteilen.» In der Gerüchteküche brodelt es bereits, das Kunstkollektiv sei rechtsradikal, islamistisch oder kommunistisch. «Es kommen immer wieder zwielfichtige Gestalten vorbei – unter anderem ein junger Islamist in «Uniform», der nach den Verantwortlichen für diesen Comic in der Auslage fragt. Wir würden Allah beleidigen; und eine Frau könne keine Superheldin sein. Wir sollen das sofort entfernen, sonst werden sie uns die Scheiben einschlagen.» Ebenso gab es Angriffe von ganz rechts. Die FPÖ stellte eine Anfrage in der Bezirksvertretungssitzung, wer denn die neuen

Mieter_innen in der Brünner Straße 7 seien und wer sie finanziere. Bernhard Dechant sagt dazu: «Sie müssten nur auf unsere Homepage schauen, um zu sehen, dass wir ein Lokal zwischennutzen und dafür gar keine Miete bezahlen müssen und dass unsere Subventionsgeber die Basis.Kultur.Wien und das BKA sind. Es ist das übliche Spiel: Sind die politischen Gegner da involviert und wie können wir sie fertig machen? Davon darf man sich aber nicht abhalten lassen und weitermachen. Den Menschen mehr Möglichkeiten zu geben, ihre Solidarität zu leben und Plätze dafür zu schaffen ist ein essenzielles Anliegen des Projektes.» Noch bis Ende Juni gibt es in der *Held*innenzentrale* Kulturprogramm, und wer will, kann auch selbst mitspielen, ob als Teil der lebendigen Auslage oder mit sonstigen Held_innenkräften. ■

i Held*innenzentrale
21., Brünner Straße 7
Öffnungszeiten:
Mo–Fr, 10–13 Uhr und 16–20 Uhr, Sa, 11–15 Uhr
www.wirkommen.at

Musikarbeiter unterwegs ... von der Straße(nmusik) zum festen (Musik-)Wohnsitz

Routinen und Abenteuer

Alicia Edelweiss ist eine großartige junge Musikerin, die in Wien arbeitet und lebt. Ihr Debütalbum heißt *Mother, how could you*, Ende Juli konzertiert sie beim Popfest. Von **Rainer Krispel** (Text) und **Mario Lang** (Foto)

Die Zeit raubvögelt wie blöd. Neben und – bald! – nach so fragwürdigen Vergnügungen wie Fußball-Weltmeisterschaften rückt so das Popfest (26. bis 29. Juli) rasend näher. Kuratiert von der Musikjournalistin Katharina Seidler und Nino Mandl, als Der Nino aus Wien schrägschillernde Lyrik-’n’-Lied-Lichtgestalt der jüngeren A-Land-Musikjahre, wird das (wieder) eine geballte Gelegenheit, sich in die Welt dieser Artikelserie einzuklinken. Schon vor der Pressekonferenz nimmt dafür ein, dass nicht nur der Musikerinnen-Anteil wie selbstverständlich passt (Aivery, Dives, Mavi Phoenix ...), sondern noch dazu die beste Band des A-Landes, Naked Lunch, endlich wieder in Wien und erstmals dort spielt. Dass die Kärnten-Überwinder und Welt-Durchdringer, Oliver Welter, Herwig Zamernik & Co schon davor, am Tag des Erscheinens dieser AUGUSTIN-Ausgabe, einen neuen Song veröffentlichen, *Here Come The Bells*, stellt diesem schreibenden Fan (Vor-)Sommer-Ekstase in Aussicht. Ähnliches versprechen beim Popfest Naked-Lunch-Kolleg_innen, die noch nicht ganz so bekannt sein mögen. Wie Alicia Edelweiss.

Definition von Freiheit. «Teilweise komödiantisch, teilweise auch sehr tragisch», umschreibt Alicia ihre Songs und das Spektrum ihrer Musik, die das Leben der Mittzwanzigerin seit einigen Jahren begleiten und reflektieren, und deren öffentliches Aufführen eine zentrale Rolle in eben diesem spielen. Erste Lebensjahre in Kärnten, dann im Niederösterreichischen bis zur Matura, die Großmutter Chorleiterin in der Dorfkirche, mit einer Gitarre, die zu erstem Kennenlernen und Klimpern einlädt. Die Mutter hat Wurzeln in Wales und Spanien, der Vater ist ein Hiesiger, ihre Liebe fanden sie beim Reisen, beide Elternteile singen gerne. Alicia – den Namen suchte sie sich selbst mit fünf aus – lernt zwei Jahre



Alicia Edelweiss & M.a. – auf die Straße(n)!

Gitarre, später erarbeitet sie sich selbst Akkordeon, Klavier und Ukulele, begleitet damit eine Stimme, die schön klingt und der mensch gerne zuhört. Schulausbildung fertig, treiben sie Sehnsucht und Ängste hinaus; reisen will sie, aber wie, ohne Geld? Zwei Punx weisen den Weg, Alicia wagt, «dort einzusteigen, was vorbeikommt», und «aufs Leben zu vertrauen», bereist so Europa. In Barcelona hilft ein Freund beim Schritt zur Straßenmusik: «Du bist nie bereit, Du musst dich hinstellen und machen.» Das Repertoire umschreibt sie zwischen Freak Folk und Folk, nennt Moldy Peaches, Joplin und Dylan als weiterführende Orientierungspunkte.

Ängste als Kompass. In Portugal, einer weiteren Station ihres vagabundierenden Lebensstils, zwingt sie ein Freund geradezu eigene Songs zu schreiben. Über die Bandcamp-Seite der Künstlerin zu hören und beziehen, dokumentiert diese Phase *I should have been overproduced* (2012) mit sieben Liedern. Mit den Songs – das positive Feedback auf der Straße, wo diese naturgemäß roadgetestet wurden, zerstreute diverse Unsicherheiten und Bedenken Alicias, etwa, dass ihr Englisch nicht gut genug sei – ging der Gedanke an die Rückkehr nach Wien einher. Hier lebt sie mittlerweile gerne, genießt es, einen Ort zu haben, ihre Wohnung, wo sie Routinen leben kann, die ihr, wie sie sagt, gut tun. Zu schreiben, täglich, den verbalen Stream of Consciousness fließen zu lassen, wobei

Texte meistens die Basis ihrer Songs sind: «Ich weiß schon, wenn was ein Song ist.» Die Musik entsteht am Akkordeon, das Wegfallen des täglichen Beschaffungsdrucks (Essen, Schlafplatz, Dusche) macht Raum für künstlerische Arbeit. In einem Jahr entstand, mit einem Mikrofon aufgenommen, *Mother, how could you*, eine Sammlung von zehn Liedern, «a sick tragic comedy in ten acts», deren Titel übrigens Alicias Mutter vorgeschlagen hat (Freud hätt’ a Freud!), wahlweise mit einem selbstgestalteten Booklet oder als reiner Tonträger erhältlich. Alicia, die als musikalische Sidewoman in der Ansa-Panier von Voodoo Jürgens einiges zu spielen hat, kultiviert einen ganz eigenen Stil, der erstaunliche Dinge sagt («We’re all fucked up», «The Prostitute and the Manager»). Dem Vernehmen nach – ich hab’ sie noch nicht live gesehen, hoffe aber, dass ich bald werde – arten Alicias Konzerte gerne aktionistisch aus, «wenn der Raum und die Menschen passen». Mittlerweile gibt es einen 50-minütigen Film über sie: «The Sound Of Alicia Edelweiss», der ihre einnehmenden Eigenheiten und Idiosynkrasien zu dokumentieren versucht. Der Lust am Zirkus geht sie seit einiger Zeit nach, was neue Perspektiven birgt und zeigt, dass der Edelweiss’sche Abenteuer-Spirit alive and kicking ist. Whatever happens (next), beim Popfest wird sie mit ziemlicher Sicherheit mit Lukas Lauerer und Matthias Frey aka Sweet Sweet Moon spielen. Garantiert speziell! ■



Alicia Edelweiss: *Mother, how could you* aliciaedelweiss.bandcamp.com popfest.at

Stationentheater: Arash // Heimkehrer «Kommen Sie mit, ich habe wenig Zeit»

Die junge Theatermacherin Natalie Ananda Assmann hat *Arash*, ein Stück des preisgekrönten iranischen Autors Amirabbas Gudarzi, inszeniert: ein Stationen-Theater durch den zweiten Wiener Bezirk, mit Auftakt und Finale im Theater Drachengasse im Ersten. Ich warte am Eingang des Theaters auf die ganze Truppe. Dann werden Kopfhörer verteilt. «Kommen Sie mit, ich habe wenig Zeit», sagt Arash zu mir. Wir setzen uns in Bewegung. Der Schauspieler Alirezah Daryanavand (im Bild rechts) gibt den Arash, die Titelfigur des Stücks. Er führt mich durch die Straßen. Über den Kopfhörer bin ich mit dem Text verbunden. Über den Schauspieler mit dem Tempo des Gehens, Stehenbleibens, dem Drive der Umwelt. Ich fühle mich gespalten: Ein Teil von mir, meine Ohren, vernehmen Familien-Gespräche aus dem Iran, der Vater sitzt im Gefängnis, Folter, alle sind in Angst, aber Arash wird weiterkämpfen, wird fliehen. Mein anderer Teil ist präsent im Hier und Jetzt und stapft durch die Gassen der Stadt. Das ergibt jene Ambivalenz und Parallelität, zwischen Unterbewusstsein, Erinnerung und dem Geschehen, dem Raum der aktuellen Zeit. Was passiert, wenn ein Geflüchteter in eine Bobo-WG zieht



Foto: Jella Jost

und sich für die kleinen, goldenen Tafeln auf der Straße vor dem Hauseingang zu interessieren beginnt? Arash begreift nach und nach, dass die Namen auf den Steinen der Erinnerung die Namen derer sind, die während des Holocaust deportiert und ermordet wurden. Natalie Ananda Assmann inszeniert gemeinsam mit professionellen internationalen Schauspieler_innen die Uraufführung von *Arash // Heimkehrer*, ein Theaterstück, das die jüdische Vergangenheit unser aller Stadt aus der Sicht eines Geflüchteten erzählt und gleichzeitig Menschenrechte von Staatenlosen verhandelt. Erst die Gedanken von Hannah Arendt, die ihm in Gestalt eines kleinen Mädchens begegnet, lassen Arash sein eigenes Schicksal begreifen. Eine theatrale Reise durch die Vergangenheit und Gegenwart Wiens.

Jella Jost



Arash // Heimkehrer
21. – 23. und 26. – 28. Juni, 19 Uhr
Theater Drachengasse
1., Fleischmarkt 22
Karten: 12,50 bis 22 Euro

Musik aus Westafrika Kologo-Power for Vienna

Das Liebenswürdige an der Stadt Wien ist bekanntlich ihr lockeres Verhältnis zur eigenen Essenz. Anders gesagt: Sie tut nicht wirklich so, als hätte sie eine. Touristische Bemühungen, irgendetwas von Sachertorte und Walzer daherzuzufaseln, bringen Wiener_innen bestenfalls zum Schmunzeln. Man genießt die Stadt gerade dann, wenn einem die pickige Schokotorte und das Gefiedel erspart bleiben. Dies ist seit alters möglich, weil die Stadt von Menschen aus allen Teilen der Welt zusammengesetzt wurde. Diese Art von kultureller Vitalität kann, hochtrabend formuliert, Synkretismus genannt werden, und der geht so: Man nehme etwas, das man als archaisch und alt wahrnimmt (was es aber vielleicht gar nicht ist) und verbinde es mit dem, was man gerade im Radio gehört hat. Herausspringt eine neuartige Literatur, ein gewandelter Ritus oder eben Musik, und gerade die eignet sich vorzüglich für diese synkretistische Behandlung. Großmeister_innen dieser Verbindungskunst finden sich

in Westafrika, und aufgrund gewisser politisch-ökonomischer Verwicklungen haben sich einige von dort dankenswerterweise in Wien niedergelassen.

Zuhören lohnt sich hier. Gerade schwappt eine Welle aus Ghana über die sogenannte westliche Welt: Kologo. Kologo ist eine Laute, die der Einfachheit halber nur zwei Saiten hat und die in Ghana und Burkina Faso sowohl bei Begräbnissen als auch bei Hochzeiten ausgepackt wird. Eine neue Generation von Musiker_innen hat sich der Kologo angenommen und entlockt ihr Klänge zwischen Fusion-Jazz und House. Viele werden an dieser Stelle sagen: Ja, wo erfährt man denn von solchen faszinierenden Entwicklungen? Nun, zum Beispiel auf den Seiten von skug.at, dem Medienpartner des AUGUSTIN, der noch die entferntesten Trommeln trommeln und Lauten lauten hört.

Frank Jödicke

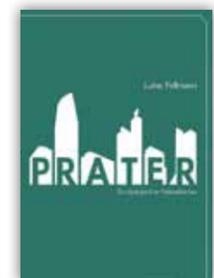
skug.at

BIBLIOTICK

Danubier – Feinde von morgen

Wenn der Blick nicht einmal bis zum Tellerrand reicht, kann der feindliche Andere schon der sein, der hinter dem nächsten Hügel oder auf der anderen Seite des Flusses lebt. Weil, wenn er/sie ein_e Gute_r wäre, wäre die Person ja schon immer hier bei uns. In Lukas Pellmanns Roman *Prater*, der im Jahr 2028 spielt, sind es die sogenannten «Danubier», die als Inbegriff des Unzivilisierten, Böartigen herhalten müssen. Wien ist in mehrere Kleinstaaten zerfallen, nachdem eine Umweltkatastrophe das Grundwasser von Floridsdorf und Donaustadt verseuchte und transdanubische Flüchtlinge in Bezirke südlich der Donau zu gelangen versuchten. Die Brigittenau und die Leopoldstadt nehmen die Geflüchteten zunächst bereitwillig auf, doch dann macht der 2. Bezirk seine Grenzen dicht und beschuldigt seinen Nachbarbezirk durch seine Willkommenskultur den Ansturm der «verbrecherischen Danubier» erst ausgelöst zu haben. Ähnlichkeiten mit der Diktation realer politischer Akteure_innen sind beabsichtigt. Lukas Pellmann hat mit *Prater* eine Politparabel in der Tradition von Orwells *1984* geschaffen, in der gegenwärtige gesellschaftliche und politische Entwicklungen auf die Spitze getrieben werden. Das Setting der Handlung in der totalitären Minirepublik Prater, die ihre benachbarten «Staaten» für alles Übel verantwortlich macht, zeigt die Absurdität so mancher Politfloskel. Statt Problemlösungen zu finden, werden Sündenböcke ausgemacht, statt Missstände zu beseitigen, übt man Schönfärberei, statt Wahlen abzuhalten, lässt sich der «Oberste» von der Bevölkerung im Amt bestätigen. In Wirklichkeit zieht ja vielleicht doch ein ganz anderer die Fäden. *Ein dystopischer Heimatroman* nennt sich Pellmanns Buch im Untertitel. Zeiten, die eine unschöne Zukunft befürchten lassen, inspirieren zu Texten, die ein düsteres Morgen ausmalen – ein weiteres Beispiel wäre Eva Schörkhubers *Nachricht an den Großen Bären* aus 2017 – niemand wird sagen können, wir waren nicht gewarnt.

JL



Lukas Pellmann: *Prater*. Ein dystopischer Heimatroman
TEXT/RAHMEN 2018
296 Seiten, 14,30 Euro

Still aus dem Youtube-Video
«KranWien zu Besuch bei Asmir»



FOTO: FILMSEUMAT / KRANWIEN

Wien in privaten Filmen, diesmal in der Seestadt Aspern

Filme vom Rand

Eine Kindheitserinnerung: die Abende, an denen die ganze Familie vor der Leinwand im Wohnzimmer saß, um die (tonlosen) Super-8-Urlaubsfilme meines Vaters anzuschauen. Zum Beispiel vom Baden an der Alten Donau, wenn wir mal in Wien waren. Später kam die Videokamera, heute filmt das Smartphone mit. Die meisten von uns haben solche «Home-Videos», zusammen ergeben sie einen kulturellen Schatz, der viel über unser Leben (und die Mediengeschichte) aussagt. Mit dem Projekt *am rand: die stadt* nimmt das Filmmuseum Wien «die Stadt Wien an den Rändern und von diesen her in den Blick» und sammelt private Laufbilder jeglichen Formats und Inhalts, die sich real oder metaphorisch mit dem Stadtrand beschäftigen. Gustav Deutsch und Hanna Schimek haben bis Mitte Juni im Rahmen von SOHO in Ottakring in der Außenstelle Sandleiten gesammelt, von 22. Juni bis 6. Juli kann nun, wer mag, seine

Aufnahmen in der Außenstelle Seestadt abgeben. Besonders angesprochen sind «Communities, die sich nicht als etablierte Hochkulturproduzent/inn/en und -konsument/inn/en der Stadt klassifizieren lassen», wie das Filmmuseum schreibt. Zu jeder vollen und halben Stunde wird gesammeltes Material und in Themen (*flanieren & inszenieren in wien, bauen & wohnen in wien* etc.) gegliedert gezeigt. Titel wie *direkt vor der tür*. Mit *Blasmusik und Warnblinkanlage* von 2016, *happening am laaberg*, *Wiener Beatles und junge Aktionisten* von 1969, *verfolgungsjagd in ottakring*. Auf *Motorrädern bei Linksverkehr* von 1932 oder *queer in wien*. Über *Menschenfrauen und andere ZeitgenossInnen* von 1980 sind nur einige der Highlights, die uns die Stadt durch private Blicke näherbringen.

RW



Filmmuseum: Außenstelle Seestadt
22., Sonnenallee 26, 22. Juni bis 6. Juli
www.filmmuseum.at

VOLLE KONZENTRATION

Färben und Modellieren

Sommer in Wien? Kann für Kinder sehr lustig sein. Und für Eltern – etwa wenn es kreative Kinderbetreuung gibt. Ganz frisch eröffnet hat das Kinder- und Jugendatelier Kurthood, in den Galerieräumen des Spektakel, 5., Hamburger Straße 14. Künstlerin Laura Gaar und Kunstpädagogin Manuela Hillmann geben Workshops für Kids von fünf bis zwölf Jahren, im Sommer jeweils eine ganze Woche von 8 bis 16 Uhr, inklusive Verpflegung und Kochen mit den Kleinen. In drei verschiedenen Themenblöcken während der Sommerferien geht es ums «Malen, Zeichnen, Skizzieren, Modellieren, Formen, Fotografieren, Drucken, Färben und Nähen» – und am Ende ums Ausstellen. Alle Infos zu Zeit, Inhalt und Preisen findet man auf der Facebook-Page.

www.facebook.com/kurthood

Malen und Schauen

«Das Konzept ist eigentlich einfach; ich male Menschen von der Straße», schreibt Linda Steiner über ihre kommenden Ausstellung *Auf Augenhöhe*. Menschen auf der Straße, das sind auch Obdachlose oder bettelnde Menschen, die von vielen Orten vertrieben werden. Mit ihren Arbeiten möchte die Künstlerin in Kontakt treten, ins Gespräch kommen, in die Augen schauen. Von jedem verkauften Bild

bekommt der/die Porträtierte 50 Prozent der Einnahmen. Zur Eröffnung am 27. Juni sind alle geladen, für den 29. Juli werden noch Leute gesucht, die quasi beim Open Mike auftreten möchten, ob mit Lyrik oder Musik. Interessierte schreiben einfach an linda.steiner.93@gmail.com. Die Ausstellung läuft bis zum 6. Juli in der Galerie Improper Walls, 15., Reindorfstraße 40.

improperwalls.com

Wehen und Zeigen

Das WUK hat Fahne. In dem Fall sind nicht die Alkoholfahnen nach dortigen Partys gemeint, sondern die Fahnen am Dach, die ab 3. Juli für ein halbes Jahr dort wehen werden. Künstler Josef Danner hat Kolleg_innen eingeladen, fünf Fahneninstallationen zu gestalten, die fürs *Flagge Zeigen* stehen. Denn es geht nicht um die herkömmliche Bedeutung der Flagge als Symbol der Macht und/oder Besitzanspruch, sondern um das deutliche Bekenntnis zu Antiherrschaftlichkeit. Der «Anspruch des WUK auf eine gerechtere Welt». *Flagge zeigen – Farbe Bekennen*. *One good idea after the other shocks the world* heißt das, was uns vom Hause Ecke Wilhelm-Exner- und Severingasse im neunten Bezirk künftig anwehen wird.

www.wuk.at

AUF'LEGT

MY HOUSE IN SPAIN

«Skopje» (CD, Vinyl)

(Konkord)

www.myhouseinspain.org

Sehnsuchtslieder mit Tiefgang von einer Band mit einem Namen wie aus dem Freizeit-Katalog. Das von Thomas Schöffl und Florian Husbart Huber (Valina) betriebene Duo My



House in Spain hat sich bereits 2014 mit dem Album *Reykjavik* vorgestellt. Diesmal führt die Reise nach *Skopje*. Titel sind oft nur eine Aneinanderreihung von Buchstaben, weil eigentlich spielt Skopje

in Wien und klingt nach Highway, Rockys und Desert-Boots – Americana heißt das jetzt. Nicht zu viel spielen, nicht jeder Ton muss sein – die Reduktion macht die Musik, was auch den Reiz des Albums ausmacht: eine Akustik-Gitarre, ein Bass, ein paar Tupfer Piano, zarte Percussion und eine grobkörnige Stimme. Als Gäste ziehen Martin Siewert (Sound-Arbeiter) samt seiner Lap-Steel-Gitarre und der ehemalige Valina-Kollege Anselm Fischer mit seinem Schlagzeug (von Schenkel- bis Vollklopfer) in das House in Spain. Die Sehnsucht ist ein Hund! Sie kann zerfleischen, aber auch wöhlig wehmütige Gefühle aus Körper und Geist herauskitzeln, so erlebt mit den Herren Schöffl und Huber.

MEKONGG

«Mekongg» (CD, Vinyl)

(NO L.A.B.E.L.)

www.mekongg.com

Wer bei Mekongg an Fluss oder Delta denkt, liegt nicht ganz daneben, aber eigentlich hat sich der



Bandname aufgrund einer rassistischen Verfehlung geformt. Das zweite «g» soll von einer Metaller-Band mit selbigem Namen unterscheiden. Entstan-

den ist Mekongg als Solo-Projekt am Rechner von Pete Prison (g, voc) und hat sich mit der Zeit zum Trio hochgearbeitet. Nachdem alle Formalitäten geklärt sind, zum musikalischen Vortrag: Singen ist Silber, schweigen ist Gold! Für Mekongg steht die Textkunst in der zweiten Reihe, allem voran schleppt sich die psychedelische Tonverdichtung. Kraut-Punk-Post-Noise-Rock in epischer Ausbreitung zu den Eckthemen Liebe, Schmerzen, Politik und Gesellschaft, aber auch Krankheiten werden behandelt («Dennie Morgan Fold»). Die Band selbst beschreibt ihren Sound als «Graveyard-Disco». Aber es gibt auch hellere Momente, das beschwingte Radioformat «Tinder Girl» führt raus aus der Dunkelkammer.

Lama

«Aufg'legt» für die Ohren gibt es jeden Montag bei Radio Augustin (zw. 15 und 16 Uhr) auf Radio Orange 94,0.

Mit offenen Augen durch das Leben gehen

Das Leben ist ein stetiger Wandel, und hat uns manchmal ganz schön am Bandl. Das Kleinkind verführt die Herdplatte, bis es weiß, wenn es auf sie greift, die ist heiß. Hat es das nun einmal erfahren, kann es sich die Tränen sparen. Die Devise sei, aus Fehlern zu lernen, sonst lehrt dich das Leben und du wirst verhärten. Die ersten Zähne tun viel weh, bis die zweiten kommen in die Höh'. Dazwischen liegt viel Zeit, das Kind hat viel gelernt, auch bereut. Wunden, ob innerlich oder auf der Haut, sind überwunden, viel mitgemacht, aber auch aufgebaut. Wie geht man im Leben um mit Schmerzen, wie behandelt man etwas, das einem liegt am Herzen? Wie komme ich heraus, wenn ich mich befinde in der Talstation, wie erreiche ich das Ziel? Meine Seele blutet mir schon. Fragen, die werden immer prägnanter, Antworten werden schlauer und interessanter. Vor vielen Jahren war eine Aufgabe zu lösen oft sehr schwer, Jahre später interessiert es mich fast gar nimmer mehr. Mit der Zeit lernst du mit allem besser umzugehen, fällst, stehst auf und musst vieles überstehen. Viele Male, wenn man auf den Boden fällt, zweifelt man und hadert, was macht mit mir die Welt? Eine gewisse Gelassenheit kommt irgendwann, nimmst die Sachen locker dann. Das Lernen hat dich weitergebracht, heute sagst du: «Das wäre doch gelacht!» Deine Reife sieht man dir nicht an, aber nicht nur du selbst profitierst daran. Es macht dir niemand mehr etwas vor, und wenn du erzählst, ist jedermann ganz Ohr. So kann man sehr viel lernen im Leben, nicht neidisch sein, auch weitergeben. Und nicht immer so sensibel sein, dass man mir nicht immer weh tun kann, und dass neben mir steht, der Bettler und der Edelmann.

Heidemarie Ithaler-Muster

Aus: *Heidemarie Ithaler-Muster, Johannes Ithaler: Sandaletten & Wanderschuhe. Ein Streifzug durch unbekanntes Land und Seele. Weishaupt Verlag, 2017. Erhältlich über Heidemarie-Ithaler@gmx.at*

Die roten Turnschuhe

Mischa
von Vera Vasiljković

1. Kapitel

Mischa, ein kleine dunkelhäutige Gestalt, leicht umfänglich, seine dunklen, großen Augen trugen einen Hauch der südlichen Sonne. Wenn ich in sie blickte, weckten sie in mir das kleine Lagerfeuer meiner barfüßigen Kindheit und in ihnen begegnete ich meinen Liebsten, die schon längst vergangen unter der Asche schliefen ... Und obwohl ich ihn nicht so oft besuchte, schien unserer Freundschaft nichts im Wege zu stehen.

Sein Lachen war, als würde er gerade einen roten Teppich ausrollen für jeden Gast. Man fühlte sie immer willkommen bei ihm, als wartete er nur auf Besuch, um ihm den Gaumen mit Grand-Kaffee zu verwöhnen, während der Wohlgeruch aufsteigt und ihm seine heimatlosen neun Jahre in diesem fremden Land in Erinnerung ruft ...

Nicht nur Grand-Kaffee bot er an, es gab die schmackhaftesten Sachen, jedes kleine Eck an seinem bescheidenen Tisch war ausgefüllt, alles, was er hatte, wurde den Gästen geboten, von Sarma bis zur Plazma-Torte.

Wie ein Haubenkoch. Er bewirtete sie wie ein Knecht und kochte für sie wie ein Haubenkoch. Was auch immer er aus seiner Hand gab, schmeckte hervorragend. Ob seine freundliche, großzügige Geste das Geheimrezept war? Wenn es auch nur Spiegeler waren, so besaßen sie ein verzaubertes Aroma.

Mischa war nicht nur ein guter Koch, sondern er konnte seine Wohnung für kurze Zeit in Schlaflager verwandeln, wenn bulgarische Verwandte seiner Frau kamen oder Freunde, die dann meistens für ein halbes Jahr blieben. Während sie in seinem weichen Bett schliefen, lag er auf dem Boden und beklagte sich nie darüber.

Er heiratete Para, eine bulgarische Frau, die wenig Bildung und Geld besaß und die drei kleinen Kinder in die Ehe mitbrachte. Er sorgte sich um sie wie ein richtiger Vater.

Nicht nur, dass er die ganze Familie und die Verwandten drei Mal am Tag verköstigte, er öffnete eine Baufirma für die Verwandten, verschaffte ihnen Arbeitsplätze, lief mit ihnen auf Amtswege und schenkte ihnen

eine Arbeitsbescheinigung und das, obwohl sie meist nur Romanes sprachen und er kein Wort verstand. Er heiratete gewissermaßen die ganze Roma-Siedlung in Bulgarien ...

Nicht einmal ein Visum. Mischa war nicht hochgebildet, er war kein großer Denker, er besaß nicht viel, nicht ein einmal ein Visum für Österreich, doch seine Gastfreundschaft und sein Mitgefühl machten ihn zu einem Ehrenbürger. Dieser Mann, der nicht größer war als 168 Zentimeter: Sein Erscheinungsbild glich dem vieler serbischer Roma, sein Akzent verriet, dass er aus Beograd kam. Auf Beograds Boulevards sowie auch auf Wiener Asphalt blieb er unauffällig, doch für seine Freunde war er eine berühmte Figur ...

Ich schätze Mischa wie meinen Bruder, seine freundliche Art und sein großzügiges Herz ließen mich und mein Kind bei ihm immer willkommen sein. Er besaß etwas, was viele Südländer verlernt haben – ein leidenschaftlicher Gastgeber zu sein.

Er konnte als Mann Frauen als Schwestern betrachten. Wenn die Kleinen etwas

Sein Lachen war, als würde er gerade einen roten Teppich ausrollen für jeden Gast



Stüßes wollten, dann backte er ihnen noch schnell eine Torte. Nicht nur eine Torte, in seinen Hosentaschen hielt er meist einen Zehner oder 20 Euro, klein gefaltet, um Jovana zu beschenken.

Bei Mischa vergaß man auf Sorgen und Kummer, wir scherzten viel und lachten. Die Zeit blieb stehen und es war nur der Augenblick, der uns beschenkte, während die weltliche Uhr weiter schlug ... Viele Stunden vergingen und es schien, als wären nur ein paar Minuten vorbeigezogen.

Etwas gab es doch in Mischas Leben, über das er nie gerne reden wollte. Er sprach nicht gerne über seinen erschossenen Bruder in Spanien und über den Balkan-Krieg.

Und obwohl er vielen helfen konnte, blieb er monatelang in seiner Wohnung, weil er Angst hatte vor Behörden, ohne Papiere angetroffen zu werden, oder gab es da noch etwas?

Warum hat Mischa sich so wertlos gefühlt, weshalb dachte er wenig an seine eigenen Bedürfnisse? Para war eine nette Frau, doch sie war selber bedürftig. Er, der ein Weltmann war, was trieb ihn, diesen Weg zu gehen? War das reine Liebe oder versteckte sich doch etwas, was er als großes Geheimnis ganz tief in sich aufbewahrte. Wollte Mischa sein Gewissen beruhigen, das ihn immer wieder an den Grund seiner Flucht erinnerte? Diese Rätsel konnte niemand lösen.

Seit neun Jahren ein Heimatloser zu sein und dann am Ende ...

2. Kapitel

Die Sache mit seiner ersten Frau schien er überwunden zu haben. Mit ihr hatte er Igor und Kati, sie lebten in Beograd. Eines Tages, als er abreisen sollte, hatte er da so eine leichte Vorahnung, er blieb in der Nähe und fand seine Frau mit seinem besten Freund im Bett. Ohne ein Wort zu sagen, drehte er sich um, packte eine kleine Tasche und nahm den ersten Bus, der ihn weit von Beograd wegfürte. Die Begräbnisfirma, die er mit seinem alten Vater führte, übergab er seiner Schwester.

Das war nicht der einzige Grund, warum Mischa seine gewohnte Umgebung verließ, es gab auch paar andere Gründe, über die er nie gerne reden wollte ...

Am meisten tat es ihm leid, dass er seine Zwilling-Enkelkinder nicht sehen konnte.

Jetzt war er da im 4. Stock in diesem fremden Zimmer, allein, das andere Bettgestell lag leer und war frisch überzogen.

Zwei Tage nach Weihnachten, die Lichterkette, mit der er mit den Kindern ein paar Tage vorher die schöne, große neue Wohnung schmückte, leuchtete noch, während



GRAPHIC: SUZIE MUELLER

sein Leben hier gerade langsam verlöschte, und die Papiere, die fertig waren, warteten endlich vom Notar abgeholt zu werden.

Kein warmer südlicher Glanz. Doch Mischa lag da, in diesem erhöhten Bett, sein lebendiger Körper war jetzt schlapp, wehrlos sich jeglichem Kampf des Todes zu widersetzen. Seine Augen waren offen und starrten in eine seltsame Welt, kein warmer südlicher Glanz mehr in diesen dunklen, geheimnisvollen Augen, wie von einem seltsamen Nebel gefesselt, als wäre der Nordpol in ihnen eingezogen, als ob der Frost nur wartete, sich über sie zu legen, ihm jede Sicht zu versperren. Der Mund halb geöffnet, wie um noch einem geliebten Menschen etwas sagen zu wollen und doch waren seine Lippen bewegungslos. Das Gesicht von einem gelben Wachs-Korsett eingeklemmt, und für kurze Zeit, als ich mit ihm allein im Zimmer war, hörte ich sanftes Rascheln von Flügeln ...

War der Todes-Engel da?

Ich küsste ihn auf die Stirn, die noch warm war, kniete neben seinem Bett und versuchte in den Himmel durchzukommen, mit leisem Schluchzen. Ich bat Jesus, ob er doch Mischa wie Lazarus erwecken könne, während sein Herz leise noch in ihm pochte, es war so, als würde er auf jemanden warten, vielleicht auf seine Enkelkinder, die leben oder auf seinen toten Bruder, der ihm die Pforte des Todes zeigte.

Jetzt, wo alles glattging. Vielleicht hoffte er noch auf ein Wunder – von Gottes Atem

Eines Tages werden wir barfuß Moravac tanzen



noch ein Mal geweckt zu werden, um sich endlich frei in Wien zu bewegen, mit den Kindern am 7. Jänner ein Spanferkel am Tisch zu servieren, eine riesige Plazma-Torte zu backen und viele Freunde und Verwandte einzuladen, denn sie hätten einen Grund gehabt, jetzt, wo sie so eine schöne, große Gemeindefestung in der Simmeringer Straße bekamen, mit einem riesigen Balkon. Jetzt, wo alles so glattging, jetzt, wo er mit diesen Papieren endlich seine Enkelkinder besuchen konnte und seinen alten Vater, von der Mutter konnte er keinen Abschied mehr nehmen, sie starb letzten Sommer ...

Einen großen Verlust-Schmerz und Leere spürte ich in tief in meinem Herzen. Ich wusste, dass ich zu alt sein werde, wenn wieder so ein gute Seele auf dieser dunklen Welt geboren wird. Ich flehte zu Jesus, denn ich war überzeugt, dass dies hier für Gott nur ein kleiner Klacks ist, wie damals mit Dragan vor einem Jahr, der auch im Hanusch-Spital lag. Der Unterschied war, dass Dragan

nicht mein guter Freund war, ich wurde nur von Verwandten gebeten, zu kommen und für ihn zu beten. Dragan hatte nur noch eine halbe Stunde vor dem Todes-Eingang und wartete. Jesus und Vater in ihrer Gnade erweckten diese bläuliche Figur, der Todesengel musste alleine zurückgehen.

Er lebt noch und die Familie mit ihm. Knien neben seinem Bett flüsterte ich Gebete, doch statt Mischa zu erwecken, brachte ich ihn in den Schoß des Himmlischen Vaters ...

Mischa war 23 Jahre alt, als er in am Balkan-Krieg im 91er-Jahr beteiligt war, der Krieg dauerte ein paar Jahre lang.

26 Jahre nach dem Krieg fand man Uran in seinem Inneren ...

Was dann zur Folge hatte, dass er Darmkrebs bekam. Wie viele andere, die in diesem Krieg waren. Mit 48 Jahren verließ er diese Welt, am 26. Dezember 2017, kurz nach Mittag.

Ich höre immer noch seinen freundlichen Ton, wie er das letztes Mal sprach, als ich fragte, warum er rote Turnschuhe trug. Er lachte und rief: «Das ist die Farbe der Freude.» Eine Woche danach ging er in eine andere Welt, in der es kein Uran und keine Kriege mehr gibt, wo man kein Visum braucht, wo alle barfüßig gehen und das Rot nicht mehr gebraucht wurde, denn die Freude war dort ...

Eines Tages werden wir barfuß Moravac tanzen – mein Bruder!

Gewidmet meinem liebsten verstorbenen Heimat-Freund ... Mischa

Aus der KulturPASSage

David Bowie lebt im Volkstheater

Zum ersten Mal gab es im Volkstheater das Musical *Lazarus*, geschrieben von David Bowie und Enda Walsh, es ist die Fortsetzung der Romanverfilmung *Der Mann der vom Himmel fiel*. Bowie spielte 1976 den Alien Thomas Jerome Newton. Das Musical schrieb er, schon todkrank, als sein Vermächtnis – soweit die Vorgesichte.

Da ich ein Fan von David Bowie bin, musste ich *Lazarus* natürlich sehen. Die Handlung dreht sich um Newton, der sterben will, was ihm letztendlich auch gelingt. Sein Freund Michael ist entsetzt, wie Newton aussieht, und möchte ihm helfen, doch er lässt sich nicht helfen, auch Elli und Ben können ihn nicht retten. Nur ein Mädchen, das auch eine Todessehnsucht hat, versteht ihn.

Die Inszenierung war fantastisch und futuristisch, alles aus

Plexiglas, und die farbige Beleuchtung war gigantisch. Von den zwei Drehbühnen mit Spiegeln und jeder Art von Tieren war man so fasziniert, dass man oft nicht wusste, wo man hinsehen soll, noch dazu waren auch die Darsteller_innen im Hintergrund sehr aktiv. Doch das Beste war die Musik und der Gesang, von «Heroes» über «This Is Not America» waren alle Hits im Original zu hören.

Alle Schauspieler_innen waren grandios. Günther Franzmeier, den ich schon oft gesehen hatte, brachte eine Glanzleistung als Newton, ich machte manchmal meine Augen zu, wenn Franzmeier sang, glaubte ich, David sang, so hatte ich ihn noch nie erlebt. Katharina Klar, wie immer super, wenn sie singt, war das Mädchen. Alle anderen sangen und spielten, als wären sie am Broadway zu Hause. Der Regie von Miloš Lolić gebührt eine Auszeichnung. Die Kostüme waren angepasst an die Mode von 1967, da wurde ich ein bisschen melancholisch, denn genau so ein Outfit trug auch ich damals, vor allem die hohen Plateauschuhe.

Das Publikum applaudierte mindestens zehn Minuten, bis die Lichter angingen. Am Heimweg klangen mir die Songs noch immer in den Ohren, es war ein wunderbarer Abend für mich, weil ich wieder einmal die Erinnerung an die 1960er-Jahre für zwei Stunden miterleben durfte. Für alle Fans von David Bowie: bitte unbedingt anschauen!



Lazarus
nach dem Roman *The Man Who Fell to Earth*
von Walter Tevis
www.volkstheater.at

traude lehner

Die Aktion «Hunger auf Kunst & Kultur» ermöglicht Menschen, die finanziell weniger gut gestellt sind, mittels Kulturpass Kulturveranstaltungen und Kultureinrichtungen bei freiem Eintritt



Ein Todkranker hat Sehnsucht nach dem Sterben. Verständnis findet David Bowie/Newton (Günther Franzmeier) nur bei einem namenlosen Mädchen (Katharina Klar)

Wos fia a Lebm!

gsschissn glebt
und gsschissn
gsschoabm

wos fia a Lebm
sog ich zu ihr

na na red ned so
sogt sie zu mia

so schlecht woas
a wieda ned dei lebm

und wos redst denn do
bled dahea vom steabm
und vom tod

bis dohi iss nu a wäu
nojo wonnst moanst
sog i und red nix mehr

Peter Paul Wiplinger

TONIS BILDERLEBEN



Die Abenteuer des Herrn Hüseyin (106)

Wahlen im Ausnahmezustand

Am 24. Juni gibt es vorgezogene National- und Staatspräsidentenwahlen in der Türkei. Wie Hüseyin sind sehr viele Kurd_innen und Menschen der türkischen Linken besorgt, wie die Wahlen ausgehen werden. Seit dem Putsch vor zwei Jahren wird nach jedem dritten Monat der Ausnahmezustand in der Türkei verlängert. Die Wahlen werden also unter dem Ausnahmezustand stattfinden. Die regierungsnahen Medien berichten gar nichts von den Veranstaltungen der HDP – der demokratischen Partei der Völker (die pro-kurdische Partei). Seit dem 4. November 2016 ist der Obmann dieser Partei Selahattin Demirtaş im Gefängnis. Ihm wird vorgeworfen, «Mitglied einer terroristischen Organisation», «Gründer einer Terrororganisation» zu sein. Seitdem er im Gefängnis ist, ist er ein einziges Mal vor Gericht geführt worden. Kein Richter, keine Richterinnen kann ihm das Vorgeworfene nachweisen. Er ist eine Geisel, die für ihre demokratische Einstellung in der Türkei im Namen aller in dem Land lebenden ethnischen und religiösen Minderheiten im Gefängnis festgehalten wird. In den türkischen Medien bekommt die HDP keine Möglichkeiten zu, ihrem Parteiprogramm Stellung zu beziehen. Im Gegensatz dazu ist der

Staatspräsident der Türkei Erdoğan andauernd in den Medien. Mit dem Präsidentenflieger ist er jeden Tag unterwegs für seine Partei AKP. Jede Veranstaltung, an der er teilnimmt, wird live gesendet. Obwohl er Staatspräsident ist, ist er auch Obmann der AKP. Mit einem neuen Gesetz hat er sich das ermöglicht, dass ein Präsident nicht unabhängig ist. Die ganzen Kosten, die durch ihn für seine AKP verursacht werden, muss die Bevölkerung der Türkei zahlen. Das Parlament und die Justiz sind zurzeit machtlos. (Dort sind Leute, die er in diese Positionen bringt.) Wenn Hüseyin sich die populärsten Medien der Türkei anschaut, merkt er, dass es da keine kritischen Stimmen mehr gibt. In einem Land, in dem sehr viele Journalist_innen wegen ihren kritischen Kommentaren in den Gefängnissen gelandet sind. Die Kapazität der Gefängnisse ist völlig ausgeschöpft.

Hüseyin digitalisiert zurzeit an der Akademie der Wissenschaften Fotografien aus den Jahren 1966 bis 1968. Der österreichische Fotograf und Ethnologe Walter Finke ist von 1966 bis zum Jahr 2000 jedes Jahr in das türkische Kurdistan gefahren, um seine ethnologischen Feldforschungen zu betreiben. Er hat sein ganzes Material, das in diesen Jahren entstanden ist, der Akademie der Wissenschaften

vermacht. Über 30.000 Dias hat er gemacht. Er hätte sich auch nicht gedacht, dass sein Material durch einen Kurden digitalisiert wird. Für den Hüseyin ist es sehr spannend, diese Fotografien, Tondokumente und Super-8-Filme zu digitalisieren. Bei jedem Foto wird er aus den Räumlichkeiten der Akademie gerissen und nach Kurdistan auf die Berge gebracht. Während er mit den Kopfhörern traurige Lieder übers Internet anhört, werden diese Fotografien so lebendig. Er denkt an seine Kindheit, wenn er die Fotos von der Alm sieht. Hochzeiten, die zwischen den Zelten stattfinden. Kleider, die diese Menschen tragen, sieht man auch nur auf den alten Fotografien oder in irgendwelchen ethnologischen Museen. Wie man in Tierellen Butter gewinnt. Buttergewinnung wird heute in den Dörfern meist mit elektrischen Maschinen erledigt. Zum Teil wird Hüseyin melancholisch, aber auf der anderen Seite freut er sich auch, dass es solche Dokumentationen von diesem Lebensabschnitt von den Kurd_innen aus einer früheren Zeit gibt.

Hüseyin wartet mit Spannung auf die Wahlergebnisse in der Türkei und wünscht Ihnen einen schönen Sommer.

Ihr Hüseyin

Mehmet Emir

Chilip in Druk Yul (10)

Grenz-Werte

Sechs Stunden Busfahrt und einige Klimazonen weiter gen Tropen erreicht man von Thimphu die Grenzstadt Phuentsholing. Das Stadtbild ist unverkennbar bhutanisch. Die weiten Straßen laden zum Flanieren ein, der zentrale Tempel mit seinem angrenzenden Park ist eine Oase der Ruhe, dabei drehen sich die Gebetsmühlen unentwegt zu den leisen Mantras der Passant_innen. Aus den zahlreichen kleinen Cafés und Restaurants duftet es. Die warme Brise und die geradezu unwirklich strahlenden Blüten und die Palmen bringen dabei ein völlig anderes Lebensgefühl mit sich als die Hauptstadt. Auch scheinen sich mehr kleine Läden für Reparaturen (Uhren, Schmuck, Elektrowaren...) zu finden. Vielleicht liegt das an meinem suchenden Auge – so oder so freue ich mich, dass meine Uhr nicht mehr hinterherhinkt und sich endlich jemand findet, der meine alten Filme entwickeln kann. Vielleicht liegt es auch an der unmittelbaren Nähe zu Indien, wo die Uhren anders laufen, schneller und langsamer zugleich.

Kaum bemerkbar überquert man zu Fuß die Grenze vom sauberen Phuentsholing durch einen kleinen Zaun zu den Reizüberflutungen Jaigaons: Saris strahlen in grellen Farben, der Duft von Kokosnüssen und Bananen übertüncht kaum den der langsam verrotten Müllberge, Straßenlärm durchschneidet das leise Flehen der bettelnden Kinder und Greise. Selbst die Luft scheint wärmer zwischen all den Menschen. Vermischung scheint bei aller Getrenntheit der Städte vorzuherrschen: Kiras und Ghos werden auf beiden Seiten feilgeboten, Bhutaner_innen und Inder_innen bewegen sich auf beiden Seiten ebenso frei wie Ngultrum und Rupien Hände wechseln. Von leisen, selten direkt angesprochenen Rivalitäten merkt man hier nicht viel. Diplomatisch verschleierte Zankereien scheinen nicht Teil der gelebten Realität und Vorurteile selbstverständlichem Miteinander zu weichen.

Ich fühle mich auf beiden Seiten wohl. Beim Schlängeln durch die geschäftigen Straßen Jaigaons, wo schier alles als Ware oder

Dienstleistung feilgeboten wird, kann ich einen kurzen Kommentar meiner Freundin nicht vergessen. *Dignity of Labour* – Arbeitswürde. An ihr fehle es in Bhutan, so ihr Urteil. Ich frage mich, ob die eklatante und viel sichtbarere Armut in Indien dazu führt, dass jede Tätigkeit, die den Selbsterhalt erlaubt, wohlwollender und stolzer bedacht wird. Und warum diese enge Verbindung von Arbeit und Würde und oft Identität? Fehlt es tatsächlich an Arbeitswürde, oder wie wäre es mit einem Mehr an Menschenwürde – und einem (Wieder-)Erkennen von Arbeit als Beitrag zu Gesellschaft und Allgemeinwohl, und als solcher in ganz anderen Ausprägungen als heute üblicherweise wahrgenommen wertvoll und – ja notwendigerweise – würdevoll. Doch diese Gedanken führen an ganz andere Grenzen als diese zwischen Indien und Bhutan. ■

Marisa Kröpfl schreibt aus Druk Yul (Königreich Bhutan) von ihren Eindrücken als «Chilip», wie Ausländer_innen im Land des Donnerdrachen genannt werden.

Im Dschungel der Deutschkurse oder «Mann nix Arbeit, gehen Deutschkurs»

von Elfriede Gans

Intensiv über meinem Sudoku grübelnd und murrend, wurde ich von einem jungen Mann freundlich belächelt. Er mache das elektronisch, sagte er. Es war der Weihnachtsabend 2017 und wir befanden uns in der sonst leeren U2 in der östlichen Pampa. Er sei Syrer, seit 15 Monaten in Österreich, ja, er feiere jetzt gleich mit einem österreichischen Freund Weihnachten. Ja, von dem habe er sein gutes Deutsch, sie wohnten zusammen. Mein Lehrerinnen-Herz wurde weit und weich: «Viel Glück und ein schönes Fest!»

Kürzlich eröffnete die MA 17 im 15. Bezirk ein Deutsch-Café, das dem Bedürfnis vieler Zuwanderer nach Gespräch und Austausch mit Österreicher_innen Rechnung tragen will. Fast jeder von ihnen hat mindestens zwei Deutschkurse erfolgreich absolviert, kann sich aber kaum halbwegs korrekt mündlich ausdrücken. Dieses Manko ist ein mächtiges Hindernis: «Ausreichende Deutschkenntnisse» steht wie eine böse Drohung vor jedem Jobangebot. Was bedeutet das genau? Mein afghanischer Schützling erzählte, er habe einen Berufsschullehrer gebeten, doch Hochdeutsch zu sprechen, etwas anderes verstehe er nicht. Ich hielt das für legitim, aber unklug. Der Lehrer habe leer geschluckt, erfahre ich. Später fragte er mich, was ein «OweSara» sei, er schrieb sogar das Wort auf. Schöne Lautmalerei, meinte ich und machte die Bewegung des «Runterziehens», jedoch solche Wörter solle er besser nicht verwenden. Sicher aber sollte er, muss er den Dialekt verstehen. Er ist ein «Hackler».

In einem Deutschkurs berichtet Frau K. über ihren Ehemann: «Nix Arbeit, gehen Deutschkurs!» Nach zehn harten Berufsjahren in Österreich versucht er, diese vertrackte Sprache doch noch zu lernen? Er ist fast 60 Jahre alt und arbeitslos. Ja, der Mann muss seinen Integrationswillen unter Beweis stellen, um die staatliche Unterstützung aufrechtzuerhalten. Außerdem findet er dabei sozialen Kontakt und Struktur. Für Frau K. ist das normales Leben in diesem Land. Für das Recht auf Asyl reicht zwar der A1-Kurs, aber weil man bleiben und arbeiten will, braucht es zumindest noch A2. Bisher hat er als

Hilfselektriker am Bau gearbeitet. Ein Knochenjob, vor allem im Winter. Frau K. (53, Mutter von 5 Kindern) sucht jetzt Arbeit als Reinigungskraft, um ihn zu entlasten. Nebst einem Computerkurs, um sich bewerben zu können, muss Frau K. auch noch A2 erfolgreich abschließen. Sie würde so gern privat etwas Fixes und Dauerhaftes finden! Frau K. ist nicht mehr in den Kurs gekommen. Immer wieder kommen mir Gesprächspartner_innen abhandeln, und ich wüsste so gern, wie die Geschichten ausgehen. Wie gut, dass ich die Jüngste von den K.s kenne, die 9-jährige Sara, geboren in Österreich, klug, entschlossen und wendig, die häufig ihre Mutter begleitet hat.

Muttersprache, Zweitsprache, Fremdsprache. Mir persönlich tut es weh, meine Sprache derart gestückelt und gerastert vor mir auf DIN-A4-Blatt im gemeinsamen europäischen Referenzrahmen zu sehen. Drei Fertigkeiten, Verstehen, Sprechen, Schreiben und sechs Niveaustufen, A1 bis C2: (A) elementarer, (B) selbstständiger, (C) kompetenter Sprachgebrauch. B1 und B2 erst garantieren alltagstauglichen Sprachgebrauch. So wird in allen europäischen Sprachschulen geprüft und gelehrt. Aber kann man sich in so einem

*Aber kann man sich
in so einem Sprach-
gebäude frei und
heimisch fühlen?*



Sprachgebäude frei und heimisch fühlen? Dimitré Dinev, der in den 90er Jahren aus Bulgarien nach Wien kam, hat seinen ersten Roman *Engelszungen* auf Deutsch geschrieben. Der war 2003 ein großer Erfolg, gerade wegen der erfrischenden, bunten Erzählweise. Dinev lebt weiter in Wien und schreibt weiter in seiner Zweitsprache. Das tun schon immer mehr

Zuwanderer. Dinev wäre gegenwärtig EU-Ausländer, nicht mehr Asylsuchender («Flüchtling») und auch nicht Angehöriger von Drittstaaten. In diese Kategorien werden Zuwanderer eingeteilt.

Für «Flüchtlinge» gelten *Asylgesetz* und *Integrationsgesetz*. Vor allem die Asylbestimmungen verschärfen sich in kürzesten Abständen. Wer den Aufenthaltstitel glücklich erreicht hat, muss sich beim Integrationsfonds (ÖIF) melden – wo die Durchführung des Integrationsgesetzes liegt – und schriftlich erklären, den A2-Kurs zu besuchen, Regeln und Werte einzuhalten, Arbeit zu suchen. Bisher durften sie nicht, jetzt sollen sie Arbeit finden? Mit Hilfe des AMS, das für den ÖIF die Arbeitsintegration erledigt. «Verweigerungen» werden sanktioniert, von *Kürzungen* bis zu *aufenthaltsbeendenden Maßnahmen*. Um diese Situation zu entschärfen, wurde 2016 das *Integrationsjahr* implementiert. Es unterstützt Menschen in dieser Phase, durch unentgeltliche Tätigkeit einen Platz in unserer Gesellschaft zu finden. Am 8. 2. 2017 las man in der *Presse* «Flüchtlinge: Mehr Nutzen als Kosten», gerechnet auf die vergangenen zehn Jahre. Das Integrationsjahr wird jetzt aber als ein extrem reduziertes Auslaufmodell geführt. Abschiebungen mehren sich, man kann die Statistik im Netz finden. Der Druck auf die Bewerber ist riesig. Die haben kaum Geld und Nerven für A2-Kurs und Prüfung. Die meisten von ihnen machen sie beim AMS nach dem positiven Bescheid, der wenigstens ein kleines Fenster öffnen würde. Um im BIZ (Berufsberatung im AMS) beraten zu werden, muss man Sprachniveau B1 haben und sich recht gut ausdrücken können. Es gibt eine Liste der Mangelberufe, die weiter einschränkt. Manche finden selbst eine Lehrstelle. Ich habe aber oft von Bescheiden gehört, die gut integrierte und motivierte Asylbewerber_innen – von ihrer Lehrstelle weg! – ausgewiesen haben. Asylbewerber_innen, die alle Verpflichtungen erfüllt und sich faktisch schon gut integriert haben! Ergibt das irgendeinen Sinn? Sind die «gefährlich»? Wenn ja, wem? Wer einen Anwalt findet und finanzieren kann, hat

Das Integrationsjahr wird jetzt aber als ein extrem reduziertes Auslaufmodell geführt



vielleicht Glück. Auf einem Info-Blatt des ÖIF, steht kleingedruckt, «... dass der Bezug von *Mindestsicherung* und anderen *Unterstützungsleistungen* auch von *Verpflichtungen* abhängen kann, die über jene aus dem *Integrationsgesetz* hinausgehen.» Die stehen im *Asylgesetz*: «Bei Nichterfüllung der Integrationspflichten droht die Kürzung...!» Beratungen und Hilfestellungen außerhalb der offiziellen werden – auch den NGOs – untersagt. Besonders Asylbewerber_innen geraten ins gesellschaftliche Out und werden an selbsttätiger Integration gehindert.

In der Sprache zuhause sein. Wie soll ein Mensch eine Sprache lernen, wenn er keinen anderen Grund dafür findet, als einer Angst machenden Situation zu entgehen? Die Basis für die Zweitsprache sollten Zuwanderer in Kursen, alles darüber hinaus im permanenten Integrationsprozess lernen und sich gleichzeitig als gesellschaftlich aktive Wesen erfahren, also arbeiten dürfen. Daher sind NGO-Initiativen entstanden, um die «vom ersten Tag an» tätige Integration zu fördern. Näherkurse, Sportgruppen, Deutsch-Cafés, Reparaturwerkstätten – es gibt viele Initiativen, gratis Arbeit für die Integration von Landsleuten, Sozialdienste, aber alles muss im geschützten Rahmen einer Organisation und unbezahlt bleiben. Die neue Sprache sollte den Arbeitsalltag begleiten. Nach Jahren mit guten Bedingungen wird die gefürchtete Fremdsprache wirklich zur Zweitsprache, das weiß ich von F. aus Afghanistan. Faktisch: Laut Gesetz reicht für Asylberechtigte elementarer Sprachgebrauch, absolvierter Wertekurs und

absolutes Wohlverhalten aus. Praktiziert wird es aber doch ganz anders.

Das germanistische Institut der Uni Wien hat das Ergebnis eines Symposiums von Linguist_innen und Pädagog_innen, gehalten im Herbst 2017, zu dem «verpflichtenden Deutsch-Jahr» für Kinder ins Netz gestellt. Diese Studie verlangt den *Bezug des Spracherwerbs zur lebendigen sozialen Interaktion*. Sehr ähnlich – und mit praktikablen Lösungen bereichert – äußert sich Rudolf Muhr, der Leiter des Forschungszentrums Österreichisches Deutsch im *Standard* (14. 2. 2018). Das verpflichtende Deutsch-Jahr vor Beginn der Grundschule missbrauche den Spracherwerb zur Segregation, sagte er und viele andere auch. Nun ist es trotz aller Experten-Proteste eingeführt, die befragte Bevölkerung stimmte zu, hörte ich im Radio.

Um Erwachsene mit ihren von Angst und Sorgen zugemüllten Hirnen und Herzen bemüht man sich in allen Kursen. Viele zeigen so starke Hemmungen, als müssten sie ihre eigene Sprache aufgeben. Selbst die schönsten «lebensnahen» Simulationen und Bilder werden kaum

angenommen. Aber Prüfungen drohen, Kürzungen, Abschiebung, das ist ihr Leben! Dennoch gute Stimmung zu machen, ist der Alltag der vielen engagierten und freundlichen Deutsch-Lehrer_innen-/Trainer_innen. Sie verdienen wenig Geld. Ihr größerer Lohn ist die Freude, wenn etwas gelungen ist. Jetzt haben wir einen Einblick bekommen und dürfen draußen bleiben. Wegschauen gilt aber nicht, wenn dumpfe Angst und überragende Gemeinheit unsere Sprache als Machtmittel gegen Schutzsuchende missbrauchen! Die zwei Wölfe des indianischen Weisen befinden sich in jeder, auch in der österreichischen Seele. Wir haben die längste Zeit den bösen Wolf viel zu gut gefüttert. ■

Seit Oktober 2017 bietet der AUGUSTIN ein spezielles Service für Deutsch-Unterrichtende an. Ausgewählte Artikel aus der Zeitung für Level A1 bis B2 – auch aus dem Literaturteil – werden viermal pro Jahr im Set als E-Mail verschickt und für den Unterricht zur Verfügung gestellt. Bei Interesse melden Sie sich bitte bei Claudia Poppe, strawanzerin@augustin.or.at

Gustl. Die Parksaison ist eröffnet ...

von Thomas Kriebaum



© 2015 Thomas Kriebaum & Sand&Zeit, 64 Seiten

Gustl, der stoische Clochard von Seite 3, begleitet den AUGUSTIN seit es ihn gibt. *Die Parksaison ist eröffnet* versammelt Thomas Kriebaums Comicstrips, die zwischen 2010 und 2015 in der ersten österreichischen Boulevardzeitung erschienen sind und ist somit der dritte Band des Kultcomics.

Spende: EUR 6,- plus EUR 4,- Versandkosten

Ein Schifffahrtsrätsel im Strudengau

Eine Konzertreise führte Herrn Groll stromaufwärts. Der «Verein Mitelander» – eine große, traditionsreiche und fortschrittliche Institution in Linz, die seit Jahrzehnten eine Politik der Inklusion und Förderung behinderter Menschen auf allen gesellschaftlichen Ebenen betreibt, hatte am Stammsitz in der Rechten Donaustraße nahe dem Brucknerhaus und dem Museum Lentos an der Stromlände einen Kulturraum eröffnet. Hinter dem Namen M3 verbirgt sich aber kein Sportwagenmodell eines bayrischen Automobilherstellers, sondern ein wunderschöner Saal mit Tonnengewölbe, der vom Straßenniveau über eine elegante Rampe auch für behinderte Menschen gut erreichbar ist. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite gibt es mehrere Behindertenparkplätze, und die Organisatoren achten penibel darauf, dass diese Plätze nur von Berechtigten benutzt werden. Der Leiter der neuen Linzer Kulturstätte, Markus Neuhauser, war in seinen jungen Jahren ein hervorragender Jazzmusiker; es gelang ihm, aus dieser Zeit beste Kontakte zur Prager Jazzszene zu bewahren. Die Prager Musiker wiederum stehen mit vielen New Yorker Veranstaltern und Clubs im Kontakt. Wann immer New Yorker Jazzer in Prag auftreten – oft zu erstaunlich günstigen Honoraren, denn ein Trip an die Moldau steht bei den New Yorkern hoch im Kurs –, hängt Markus Neuhauser sich in seiner Konzert-Programmierung an die Prager Konzerte an. So kommt es, dass im ehemaligen Stall einer Fasszieherei im früheren Linzer Matrosen- und Rotlichtviertel großartige Jazzmusiker auftreten, die in New York

zu den gefragtesten Künstlern zählen. Auch an diesem Abend wurden Meister ihres Fachs erwartet – die «Overtones», die sonst in Arthur's Tavern in der Bleecker Street im Herzen Manhattans aufspielen.

Von Floridsdorf nach Linz fuhr Herr Groll nie auf der Autobahn, er nahm die Bundesstraße an der Donau stromaufwärts. Wie immer machte er im Strudengau in der am Strom gelegenen Konditorei «Schörgi» in Grein eine Kaffeepause und erfreute sich am wohl schönsten Blick auf die Donau im österreichischen Staatsgebiet, der sich dem Besucher von der Terrasse im Obergeschoß des Mehlspeis- und Tortentempels eröffnet. Eine dreiteilige kühne und normgerechte Rampe führt von den Behindertenparkplätzen in die Konditorei, in der selbstverständlich auch eine Toilette für Menschen mit besonderen Bedürfnissen besteht. «Was Barrierefreiheit anlangt, ist dieses Lokal in Grein ein einsamer Leuchtturm der Zivilisation, sprach Herr Groll zu seinem treuen Begleiter Joseph III., seines Zeichens ein in der Schweiz gefertigter Leichtlaufrollstuhl namens Küschall. «Es ist bezeichnend für die baulichen Zustände in Österreich, dass die Barrierefreiheit des Lokals vom Besitzer mühsam gegen die Baubehörden erkämpft werden musste», fügte Groll hinzu. «Das schönste barrierefreie Café der Republik verdankt die Welt nicht etwa einer fortschrittlichen Gesetzgebung – die gibt es in Österreich auf diesem Gebiet nicht –, sondern einzig der Beharrlichkeit und Offenheit des Besitzers.»

Achtzehn Kabinenschiffe hatte Herr Groll auf der Fahrt gezählt. Auf der Höhe

von Mauthausen sahen die beiden die *Primadonna* stromabwärts vorbeigleiten. «Geschätzter Kollege von der Hilfsmittelfront!», sprach Groll zu seinem Kollegen. «Du siehst, Donaukreuzfahrten sind ein florierender Tourismuszweig, und ein hochprofitabler noch dazu. Wie bitter ist da die Feststellung, dass von hundertsechzig Kabinenschiffen, die auf dem Strom verkehren, kein einziges mehr unter österreichischer Eigentümerschaft fährt.»

Joseph knarrte missmutig. Groll fuhr fort.

«Die einstmalige größte Schiffsreederei der Welt, die DDSG, die 1914 über tausend Schiffe aller Kategorien in Fahrt hatte, hatte die beiden Weltkriege stark dezimiert überlebt. Was ihr achtzig Jahre später den Gar aus machte, war der neoliberale Wahn, der damals von sozialdemokratischen Kanzlern und Finanzministern exekutiert wurde. Die gewinnbringenden Schiffswerften wurden geschlossen, die DDSG in mehreren Etappen filetiert und schließlich um einen Bettel an Private verschleudert.»

Einen großen Musikabend später befanden die beiden sich auf der Rückfahrt von Linz nach Wien. Um seinen Kollegen während der Fahrt durch die helle Vollmondnacht die Zeit zu vertreiben, erzählte Herr Groll vom 13. September 1837. «An diesem Tag hatte mit der *Maria Anna* im Donaukanal oberhalb der Franzensbrücke das erste stromaufwärts fahrende Dampfschiff abgelegt. Die Ankunft in Linz erfolgte 55 Stunden und 22 Minuten später. Zwei Tage darauf ging es mit der Strömung deutlich schneller in nur 9 Stunden und 30 Minuten wieder zurück. Damals waren im Strudengau noch gefährliche Wirbel und Engstellen zu überwinden.»

Herr Groll wartete die Antwort seines Kollegen nicht ab. Knapp oberhalb der Donaubrücke zu Grein war er auf eine seltsame Erscheinung aufmerksam geworden. Vier riesige Kabinenschiffe fuhren in zwei Verbänden bergwärts. Jeweils zwei Schiffe schienen aneinandergeschnitten, und der Abstand zwischen den beiden Verbänden betrug keine zwanzig Meter. Gute fünfzig Jahre lang hatte Groll Erfahrung als Schiffsbeobachter am Strom; das Bild der vier Kreuzfahrer, die im fahlen Licht des Mondes ängstlich stromaufwärts krochen, ging ihm nicht aus dem Kopf. Noch einundeinhalb Stunden später, auf der Höhe des Bisambergs, hatte er keine Erklärung für die eigenartige nächtliche Prozession auf dem spiegelglatten Strom.

Erwin Riess

AUGUSTIN 462
HERR GROLL
AUF REISEN
329. FOLGE



Wasserfahrzeuge sind verschwiegen

Im Schweiß meines Angesichts

GOTTFRIEDS
TAGEBUCH

31. 5.

Da draußen in der freien Wildbahn lauern unzählige Gefahren. Für viele Menschen ein Grund, sich vor etlichen von ihnen zu fürchten, wenn gerade nichts anderes zu tun ist. Dank weltweiter Vernetzung ist es nunmehr möglich, sich vor Dingen zu ängstigen, die man vor kurzem noch gar nicht kannte. Oder für cool fand. Meine heutige Angst geht so wie in AUGUSTIN 461 in Richtung unseres Layouters Karl B., der nun sehr, sehr stark sein muss. Denn aus irgendeinem Grund bin ich über eine Phobie gestolpert, die ich meiner geneigten Fangemeinde einfach nicht vorenthalten kann und möchte. «Hippopotomonstrosesquippedaliophobie.» UFF!!! Es handelt sich hierbei übrigens um die Angst vor langen Wörtern. Da kann man ja Angst kriegen!

1. 6.

Nachdem ich mich von der Angst vor langen Wörtern einigermaßen erholt habe, feiere ich den meteorologischen Sommerbeginn. Das Ganze geschieht im Schweiß meines Angesichts und seiner Umgebung. Wie die eingefleischte Fangemeinde ja längst weiß, bin ich ein sehr geübter Schwitzer, und ich bezeichne mich deshalb politisch korrekt als «Eingeborener mit Transpirationshintergrund». Wenn das allerdings so weitergeht mit der Hitze, dann weiß ich wirklich nicht mehr, wohin ich noch flüchten soll, um dem Ganzen zu entgehen. «!%%&!» Aushilfsgespent Mucki geistert unter dem Bett herum. Dort scheint es aus unerfindlichen Gründen ein wenig kühler zu sein, und zwar um ganze zwei Grad. Ich nehme, was ich bekommen kann, und während ich also unter dem Bett fröhlich weiter vor mich hintranspiere, macht sich der Kater aus dem Staub und legt sich direkt vor den Ventilator. Auch eine Möglichkeit, und während ich mich vor den Ventilator lege ... und so weiter und so fort, und wenn sie nicht gestorben sind, dann schwitzen sie noch heute.

4. 6.

Ich kenne da eine junge Frau, die Lehramt studiert hat und zwar zum Behufe des Unterrichts in einer Volksschule. Aufgrund von Bedenken gegenüber der derzeitigen Regierung möchte sie jedoch nicht in den Schulbetrieb einsteigen. Also verhält es sich so, dass akademisch ausgebildete Menschen vor einer teilweise eben nicht akademisch gebildeten Regierung Angst haben. Für diese Phobie wird sicher auch bald ein passender Name gefunden werden. Vielleicht gibt es aber auch schon einen, und er ist mir nur nicht bekannt. Zweckdienliche Hinweise immer gerne gesehen, gehört oder gelesen. Ach ja, bevor ich es vergesse! Da soll doch glatt ein Schüler auf die Frage nach einem einheimischen Erdbewohner geantwortet haben, wie folgt: «Rindenmulch!»

6. 6.

Immer wieder sehe, höre, oder lese ich über 1968. Ein Slogan damals: «Make love, not war!» Im Zuge einer ausgedehnten Internetwanderung stolpere ich über einen Artikel, in dem es um die deutsche Bundeswehr geht. Die ist unter der Leitung einer gewissen Frau Ursula von der Leyen ein echtes Friedensprojekt geworden. Die Mutter von 7 Kindern (make love) hat es in den letzten viereinhalb Jahren erfolgreich geschafft, dass praktisch kein Hubschrauber mehr fliegt, kein U-Boot taucht und auch ansonsten von Deutschland keine militärische Gefahr mehr ausgeht. Ein wahres Friedensprojekt also, und wie ist das bei uns? Na ja, derzeit können wir eigentlich auch nur mit Wattebäuschchen auf etwaige Angreifer werfen. Was ich persönlich ja nicht so schlimm finde, aber wenn ich dann unseren «Flüchtlinge-Migration-Politisch-Islam»-Kanzler reden höre, bekomme ich schon wieder Angst...

10. 6.

Wie seit einiger Zeit üblich, genehmige ich mir auch heute wieder ein wenig Lesestoff online, und da die *Süddeutsche Zeitung* immer wieder Interessantes für mich auf Lager hat, schaue ich natürlich gerne dort vorbei. «Gottfrieding.» ??? Ein neues englisches Verb? Statt «fucking cool» jetzt eventuell «gottfrieding cool»? Nein, es geht um die niederbayrische Gemeinde Gottfrieding. Dort wurden im Jahr 2016 auf einem Kreisverkehr 5 Plastikkühe aufgestellt, um die Verkehrssicherheit zu erhöhen. Leider sehen das Randalierer anders und versuchen immer wieder, die Tiere aus ihren Verankerungen zu reißen. Da kann ich nur sagen: «Muh!!!»

11. 6.

Die mobile Klagemauer war wieder unterwegs. Irgendwie schaffe ich es regelmäßig, als solche zu fungieren. Behördenwege sind im Zeitalter der weltweiten Vernetzung offensichtlich nach wie vor ein Abenteuer, das demnächst sicher von einem Reisebüro vermarktet wird. «Government-Adventure-Holidays», oder so ähnlich. Dazu meinte Karl Kraus wie folgt: «Eine merkwürdige Art Mensch ist der Beamte eines magistratischen Bezirksamtes. Erledige ich eine Angelegenheit schriftlich, so lädt er mich vor. Gehe ich das andere Mal gleich selbst hin, so fordert er mich auf, eine Eingabe zu machen. Ich muss rein auf die Vermutung kommen, dass er das eine Mal mich kennen lernen und das andere Mal ein Autogramm von mir haben wollte.» Passend dazu: «When a blind man cries» Celebrating Jon Lord. Musik zum Genießen. Nicht nur für alte Männer.

Gottfried

Behördenwege
sind... nach
wie vor ein
Abenteuer



3 MÄNNER - DER HERR M. STEINER 2018

D
E
R
D
R
E
I
B
E
R
E

SIEHE
DAS STÄNDEN
VOR IHM

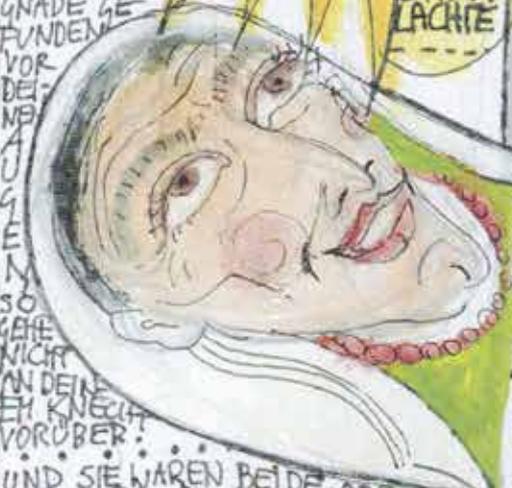
SOLLTE
DEM HERRN
ETWAS
UNMÖGLICH
SEIN?
WO IST DEIN
WEIB SARA?

ABRAHAM UND SARA
1. MOSE 18

MAMRE

ABRAHAM SAH
3 MÄNNER UND
SPRACH: HERR,
HABE ICH
GNADE GE
FUNDEN
VOR DEINER
AUGEN
SO GEHE
NICHT
AN DEIN
DIENST
VORÜBER!

UND
SIE
LÄCHTE
SARA
LÄCHTE



S
A
R
A

UND MEINEN
BUND WILL ICH
AUFRICHTEN MIT
ISAAK, DEN DIR
SARA GEBAREN
SOLL UM DIESE
ZEIT IM
ANDERN
JAHR.

DA STÄNDEN
DIE MÄNNER
AUF VON DANNEN
UND WANDTEN
SICH GEGEN
SODOM! UND
ABRAHAM GING
MIT IHNEN, DAS
ER SIE
GELEITETE

UND MEIN
HERR IST
AUCH ALT!
SOLLTE DEM
HERRN ETWAS
UNMÖGLICH
SEIN? UM
DIESE ZEIT
WILL ICH WIE-
DER ZU DIR
KOMMEN
ÜBER EIN
JAHR, SO
SOLL SARA
EINEN SOHN
HABEN.

UND SIE WÄREN BEIDE ABRAHAM
UND SARA, ALT UND WOHLSITZIG
ABSO DASS ES SARA NICHT BETRACHT
GANG NACH DER WEIBER WEISE
DARUM LÄCHTE SIE BEI SICH SELBST
UND SPRACH: NUN ICH ALT BIN
SOLL ICH NOCH KOLLUST PFELESEN